

F r i t z P r o p s t

M e i n L e b e n

i m W i d e r s t a n d

Eine autobiographische Erzählung

Zu meiner Person

Ich wurde am 6. Februar 1916 in Wien geboren. Laut meinem Geburtschein heiße ich mit Vornamen Friedrich. Ungeachtet dessen werde ich aber allgemein mit Fritz angesprochen. In Österreich ist dies die Kurzform für Friedrich. Meine Mutter und die Geschwister riefen mich liebevoll „Fritzi“ und auch manche Mädchen, wenn diese mich sehr lieb hatten. Meine deutschen Freunde, hartnäckig wie sie mal sind, sprechen mich jedoch mit Friedrich an. Als ich im März 1939 aus Prag nach England fliehen musste, stellten mir die tschechischen Behörden einen tschechischen Reisepass aus, darin steht aber weder Friedrich noch Fritz. Bei den Tschechen heiße ich „Bedrich“. Als Folge davon steht in meinem englischen Fremdenpass in der Spalte Vorname: „Bedrich alias Friedrich“. Doch damit noch nicht genug: In der Widerstandsbewegung hatte ich zahlreiche Decknamen, so dass mich viele Genossen meiner Partei nur unter „Hans“ kennen und mich auch heute noch mit Hans anreden. Den Namen Hans verwendete ich auch in England zum Schutz meiner in Österreich verbliebenen Angehörigen, da ich gemeinsam mit Otto Brichacek und seiner Frau Berta eine „Freie Österreichische Bewegung“ gründete. So kommt es, dass mich meine Gattin, die ich in London im Jahr 1943 heiratete, auch heute noch Hans nennt. So viele Namen ich auch haben mag, ich war und bin doch immer derselbe und der Gleiche: ein Streiter für Gerechtigkeit, ein engagierter Kämpfer für eine bessere Welt. Ich wünsche mir eine Gesellschaftsordnung, in welcher alle Menschen die gleiche Chance haben und in der es keine Ausbeutung gibt. Demokratie und Freiheit sowie gleiche Rechte für alle – eine sozialistische Gesellschaft! Der Zusammenbruch des realen Sozialismus in Osteuropa und in der Sowjetunion ist tragisch und hat vielfältige Ursachen. Ich will in diesem Bericht nicht darauf eingehen, sondern nur meine feste Überzeugung zum Ausdruck bringen, dass nicht der Sozialismus versagt hat und auch der Kapitalismus keineswegs besser geworden ist. Kommunisten müssen und haben bereits die Lehren aus der Geschichte gezogen. Es gilt immer wieder Neues dazu zu lernen! Wir leben in einer schlimmen Zeit, aber ich glaube an eine sozialistische Zukunft und bin überzeugt, dass es diese auch geben wird. Ich bin und bleibe Kommunist!

Vorbemerkung

Frei nach Egon Erwin Kisch – „Schreib es auf, Fritz“ – drängten meine Freunde immer wieder darauf, ich möge meine Lebensgeschichte zu Papier bringen. Inzwischen bin ich 86 Jahre alt geworden, und wenn ich damit noch fertig werden will, muss ich endlich beginnen.

An dieser Stelle möchte ich meinem chinesischen Freund Sun Shen Feng danken, der mich beim Einkauf eines Laptop beraten und begleitet hat, sowie meiner guten Freundin Zhou Hong Yi, die ich dauernd belästigte, weil ich mich mit dem Computer nicht zurecht fand. Diesen jungen Leuten verdanke ich es, dass ich noch in diesem Alter mit einem Computer umgehen lernte. Jetzt habe ich aber das richtige Werkzeug, mit dem ich arbeiten kann.

Im folgenden Bericht will ich nicht nur über mein Leben, sondern auch über das Umfeld berichten, in dem ich aufgewachsen bin, und die politischen Umstände und Zustände dieser Zeit beschreiben. Dies halte ich für wichtig, da sie meine Entwicklung weitgehend beeinflusst und meinen Charakter geformt haben und mich letztlich zu dem machten, was ich heute bin.

Wien, im Juni 2002

Als Sonntagskind geboren

Geboren wurde ich am 6. Februar 1916. Es war dies ein Sonntag, und wie man sagt, haben Sonntagskinder ein langes Leben vor sich. Diese Vorhersage ist bei mir eingetroffen. Man sagt aber auch, Sonntagskinder sind immer glücklich. Diese Aussage kann ich leider nicht für mich in Anspruch nehmen, obwohl ich unwahrscheinlich viel Glück in meinem Leben hatte. Ich möchte noch hinzufügen, dass meine Geburt wahrscheinlich nicht das Resultat einer beglückenden Liebesnacht meiner Mutter mit meinem Vater war, sondern eher das Produkt einer ehelichen Pflichterfüllung seitens meiner Mutter. Meine Mutter hatte mich trotzdem sehr lieb gehabt, obwohl ich ihr die größten Sorgen ihres Lebens bereitete. Meine Mutter hatte meinen Vater nicht geliebt. Sie war verliebt in einen Grafen, aber ihre Eltern wollten diesen nicht. Er war ja in Wirklichkeit auch kein Graf, sondern nur ein Fotograf. Großvater wollte aber einen Geschäftsmann mit Geld als Schwiegersohn. So musste meine Mutter jenen Mann heiraten, den ihre Eltern ausgesucht hatten. Das war damals offensichtlich so gang und gäbe und ist auch heute noch bei manchen Völkern so! In einem hatten sich aber die Großeltern getäuscht: Mein Vater war weder ein guter Geschäftsmann noch hatte er Geld. Wir waren zunächst drei Geschwister. Meine Schwester Olga kam ein Jahr vor mir zur Welt und mein Bruder Artur zwei Jahre nach mir. Dann war der 1. Weltkrieg zu Ende, mein Vater kehrte heim, und meine Eltern trennten sich nach der Scheidung. Diesen Teil der Geschichte kenne ich aus den Erzählungen meiner Mutter.

Meine Kindheit

Die erste Erinnerung aus meinem Leben beginnt mit meinem 3. Lebensjahr. Meine Mutter, offenbar wegen der Aufregungen bei ihrer Scheidung nicht imstande, sich um uns drei Kinder zu kümmern, gab uns in Pflege zu einer Familie in Perchtoldsdorf. Ich erinnere mich, dass ich in der Nacht in einer Schublade schlafen musste, und das passte mir ganz und gar nicht. Ich schrie wie am Spieß und nichts half. So holte die Kindertante meine Mutter, und ich kam wieder mit meinen Geschwistern zu meiner geliebten Mutter zurück. Wir wohnten zunächst bei den Großeltern im 2. Bezirk am Czerninplatz. Es war dies ein altes Haus, wie man es heutzutage nicht mehr findet. Die Wohnung war über einen Pferdestall und einer Fuhrwerkgarage gelegen. Zu dieser Zeit gab es kaum Autos, alles wurde per Pferdefuhrwerk beliefert. Im geräumigen Hof standen mehrere Lastwagen, und mein Bruder Artur und ich trieben uns da den ganzen Tag umher. Manchmal durfte ich mit dem Kutscher mitfahren, wenn er keine weite Fuhré hatte. Da saß ich dann auf dem Kutschbock.

Wenn man die Wohnung der Großeltern betrat, kam man zunächst in ein langes Vorzimmer, welches mittels einer Glaswand geteilt war. Dahinter befand sich die Küche, die auch dem blutjungen Dienstmädchen aus der Provinz als Schlafstelle diente. Im Vorzimmer schlief Onkel Otto, der untertags bei einem Juwelier als Goldschmied arbeitete. Das Vorzimmer führte zu einem kleinen Raum, den ich als Kabinett bezeichnen möchte. Es gab da nur einen Kasten, ein sehr breites Bett und davor einen großen Tisch und vier Stühle. In diesem Kabinett hausten wir, meine Mutter und wir drei Kinder. Gemeinsam schliefen wir in dem großen Bett. Vom Kabinett gelangte man in das große Zimmer, welches meine Großeltern Vom Kabinett gelangte man in das große Zimmer, welches meine Großeltern bewohnten. Auch Onkel Walter schlief in diesem Zimmer. Er war der jüngste Bruder meiner Mutter. Walter war Elektriker und bastelte nebenbei auf diesem Tisch. Wenn ich gerade nicht im Hof war, saß ich neben ihm und schaute meinem Onkel interessiert bei der Arbeit zu. Für mich war es abgemacht, dass ich eines Tages auch Elektriker werden sollte. Fasziniert hat mich Walter, als er im Jahr 1924 den ersten Radioapparat selbst bastelte. Es war ein so genannter Detektor mit Kopfhörer. Meine Mutter hatte zehn Geschwister, die ich aber nur selten sah und zum Teil überhaupt nicht kannte. Ein Bruder meiner Mutter lebte in Brünn in der Tschechoslowakei. Es war mein Onkel Karl, den ich 1938, nach meiner Flucht aus Österreich, kennen lernte.

Wir lebten in sehr ärmlichen Verhältnissen und hatten nur wenig zu essen. Mein Vater sollte Alimente zahlen, aber er tat es nur sporadisch. Deshalb waren wir Kinder alle unterernährt und ich besonders im Wachstum zurückgeblieben. Dies brachte mir einen weiteren Namen ein. Wenn ich auf die Straße ging, riefen die Buben: „Schaut's, der Schropp kommt“, worüber ich mich sehr kränkte. Aber es dauerte nicht lange, und ich wuchs denen allen über den Kopf. Eines Tages beteiligte sich meine Mutter an einer Schönheitskonkurrenz und wurde zur Schönheitskönigin von Wien gekürt. So bekam sie Kontakte zum Film und kleinere Statistenrollen. Immerhin bedeutete dies für sie dann eine kleine finanzielle Zubesserung, und wir mussten nicht hungern. Aber die Engagements blieben bald aus, und eines schönen Tages erfuhr ich von dem Kindermädchen, dass meine Mutter in die Kunstakademie ging um sich dort nackt zeichnen zu lassen. Ich war entsetzt, dass sich meine schöne Mama vor jungen

Studenten nackt auszog. Gekränkt und verzweifelt lief ich in die Praterauen, baute mir dort eine Laubhütte und wollte nicht mehr nach Hause. Daheim war große Aufregung über mein Verschwinden. Meine Mutter lief zur Polizei und machte eine Abgängigkeitsanzeige. Das war das erste, jedoch nicht das letzte Mal, dass mich die Polizei suchen musste. Ich war damals knappe sechs Jahre alt. Von Hunger geplagt und voller Gewissensbisse kehrte ich nach zwei langen Tagen heim. Es gab zu meiner Überraschung großen Jubel und keine Schläge. Mein ganzes Leben hatte ich zu Hause keine Schläge, nicht einmal eine Ohrfeige bekommen. Natürlich wollten alle wissen, warum ich ausgerückt bin. Ich verweigerte die Aussage und wollte nur mit meiner Mutter darüber sprechen. Es sollten doch nicht, die Leute erfahren, was meine Mutter macht. Als ich dann meiner Mutter den wahren Grund sagte, umarmte sie mich und meinte, sie brauche sich doch nicht ihres Körpers zu schämen. Aber sie versprach mir, nie wieder als Aktmodell zu arbeiten.

Immer wenn die Alimente-Zahlungen meines Vaters längere Zeit ausblieben, ging meine Mutter mit uns drei Kindern zur Großmutter väterlicher Seite und klagte, dass wir huntern müssten. Die Großmutter war sehr lieb und gab uns Kuchen und Kakao sowie meiner Mutter Geld. Die Großmutter riet uns, zum Bruder meines Vaters, zu gehen, der gegenüber wohnte. Onkel Artur war wohlhabend, er hatte eine Strumpf-Agentur. Vor der Eingangstür der Wohnung war noch ein versperrtes Scherengittertor. Tante Else öffnete, und Mama erzählte ihr, dass Vater schon längere Zeit kein Geld geschickt hat und die Kinder nichts zu essen hätten. Tante Else beteuerte, nichts dafür zu können und forderte uns zu warten auf. Ich dachte, sie holt den Schlüssel für das Gittertor, um uns reinzulassen. Aber das war ein Irrtum. Nach einer längeren Wartezeit, wir wollten schon gehen, kam sie wieder und reichte uns durch das Scherengittertor etwas Kuchen. Dahinter standen ihre beiden Buben, etwa im gleichen Alter wie Artur und ich. Beide waren wohlgenährt und grinsten uns an. Ich hätte sie am liebsten angespuckt vor Wut. Als wir weg waren, sagte ich zu meiner Mutter, dass ich dort nie mehr hingehen will. Wir wurden behandelt wie fremde Bettler. Ich bekam einen großen Hass gegen diese Reichen! Mein Vater hatte aber noch mehr Geschwister. Eine seiner Schwestern, Tante Mathilde, arbeitete in einem Optikerladen, die wir manchmal besuchten. Sie war sehr nett und gab uns immer etwas zu essen. Einer der Brüder meines Vaters, Onkel Hermann, lebte schon vor dem 1. Weltkrieg in Schweden. Er war für uns eine wichtige Hilfe, als wir aus Österreich weg mussten. Über ihn hielten wir Kontakt, da wir in alle Winde verstreut wurden. Mein Vater lebte in Graz und hatte wieder geheiratet. Finanziell dürfte ging es ihm allerdings nicht gut gegangen sein.

Wie ich bereits geschrieben habe, hatte mich Onkel Walter sehr beeindruckt. Tatsächlich hat er mein weiteres Leben beeinflusst. Nicht nur der Arbeiterberuf gefiel mir, sondern Walter war ein guter Sportler, gehörte dem Arbeiterturnverein an und war dort Vorturner. Er nahm mich eines Tages zu einem großen Sportfest des Arbeiterturnvereins mit. Da passierte ein schreckliches Unglück. Walter führte eine Riesenwelle am Reck vor und stürzte ab und verletzte sich schwer am Genick. Doch er hatte Glück und kam glimpflich davon. Nach einem Monat mit einer Gipskrawatte war er wieder okay. Walter hatte einen Freund, mit dem er während seines Krankenstandes fast täglich Schach spielte. Ich war ein eifriger Zuschauer und so interessiert, dass ich unbedingt dieses Spiel erlernen wollte.

Die Schulzeit

Meinen ersten Schultag, dem ich bereits entgegen fieberte, hatte ich ganz anders erlebt als erwartet. Meine Mutter kam ganz aufgeregt nach Hause und erzählte, dass die Sascha-Film-Gesellschaft einen Charlie-Chaplin-Film dreht und einen kleinen Buben als Sohn des C.C. suchten. Ich musste unbedingt sofort mit ihr hinfahren, vielleicht würde ich engagiert werden. Tatsächlich wurde ich genommen, und der betreffende Drehtag war ausgerechnet am ersten Schultag. Die Filmgesellschaft und meine Mutter erreichten beim Schuldirektor, dass ich entschuldigt fern bleiben durfte. Es war ja sowieso nur eine Begrüßung und Vorstellung der Lehrer und Schüler. Dafür musste ich am nächsten Tag der ganzen Klasse erzählen, wie es mit Charlie Chaplin war. Ich hatte außer einer guten Gage mehrere Fotos bekommen. Ich zeigte diese ganz stolz meinen Mitschülern und Lehrer, alle waren sehr beeindruckt. Auf diesen Fotos war ich mit Charlie Chaplin abgebildet und hatte das gleiche Gewand an wie er und die gleich großen Schuhe, die Füße nach außen gedreht. Es sah sehr lustig aus. Bis heute weiß ich nicht, wer die Rolle des C.C. spielte, ob dies ein Double oder der echte Charlie Chaplin war. Die Fotos sind leider durch meine Flucht ins Ausland verloren gegangen. In der Schule ging es mir sehr gut. Ich war sehr lernbegierig und daher ein guter Schüler. In der 1. und 2. Klasse hatte ich nur gute Noten. In der 3.Klasse bekamen wir leider einen anderen Klassenvorstand. Der war gar nicht einverstanden, dass ich mit der linken Hand schrieb und schlug mit dem Rohrstablerl auf meine Finger. Offenbar war ich schon mit sechs Jahren ein „Linker“. Ich musste mit der Rechten schreiben, was mir große Mühe machte, blieb aber in allen anderen Aktivitäten ein Linkshänder. Aber ich litt unter nervösen Störungen und dementsprechend ist meine Schrift ärger als die eines Doktors, nämlich unleserlich. Heutzutage gibt es keinen Protest mehr, wenn ein Schüler mit der linken Hand schreibt. Es war also eine autoritäre Zeit, in der ich aufgewachsen bin. Eines Tages teilte mein Klassenvorstand anlässlich einer Elternsprechstunde meiner Mutter mit, ich könnte die fünfte Klasse überspringen, da ich sehr begabt wäre. Zu dieser Zeit hatte die Volksschule noch fünf Klassen. Er empfahl meiner Mutter, mich studieren zu lassen. Ich weiß nicht, ob es wirklich die Ansicht des Lehrers oder ein falscher Ehrgeiz meiner Mutter war, jedenfalls wollte sie mich unbedingt in das Theresianum schicken. So machte ich dort die Aufnahmeprüfung, die ich auch bestand. Es gab aber nur eine limitierte Anzahl von Freiplätzen, und daher wurden nur diejenigen ausgewählt, welche die Prüfung mit Vorzug bestanden hatten. Dies war bei mir nicht der Fall, und damit war es aus mit dem Traum meiner Mutter. Mein Traum war es sowieso nicht. Mit dem Zeugnis der bestandenen Aufnahmeprüfung wurde ich dann in die nächstgelegene Realschule in den 2. Bezirk geschickt, die aber nur wenige Monate besuchte.

Eines Tages geschah etwas Unglaubliches. Obwohl niemand zu Hause war, stürzte plötzlich der Fußboden unseres Kabinetts in den Stall. Es war ein Riesenglück, dass der Kutscher unverletzt blieb. Das Pferd wurde verletzt, und wenn ich mich richtig erinnere, musste es notgeschlachtet werden. Dieses Unglück war aber ausschlaggebend, dass wir endlich eine eigene Wohnung bekamen. So übersiedelten wir in den 10. Bezirk, in die Neilreichgasse. Einerseits war ich froh, über die neue Wohnung, aber der Abschied von meinen Freunden fiel mir schwer. Ich hatte doch

einige liebe Freunde gewonnen. Wir hatten ganz in der Nähe den Prater, ein großes Erlebnis-Paradies. Nun war ich auch etwas unglücklich, dass wir so weit vom Prater entfernt sein werden. Außerdem musste ich mitten im Schuljahr den Unterricht unterbrechen und hätte besser die 1. Klasse noch einmal anfangen sollen. In der neuen Schule bin ich nicht mehr richtig mitgekommen und hatte es schwer, ohne Nachzipf diese Klasse zu bestehen. Schlussendlich hatte ich es aber geschafft.

Übersiedlung nach Favoriten

Unsere neue Heimat war der Jean-Jaures-Hof. Es war das letzte Gebäude in der Neilreichgasse. Danach gab es nur Äcker, Wiesen, das Ziegelwerk und die Ziegelteiche. Auch drüben auf der anderen Seite der Laxenburgerstraße waren nur Wiesen und Felder, bis hinunter nach Inzersdorf. Da gab es noch keine der vielen heute stehenden Gemeindebauten. Es sah aus wie am Land. Die Ziegelteiche waren im Sommer ein von mir und meinen Freunden sehr frequentierter Tummelplatz.

Es war im Jahr 1926, als dieses Unglück in der Wohnung meiner Großeltern passierte. Nun hatten wir endlich eine eigene Wohnung: Vorzimmer, Küche, Zimmer und Kabinett. Mein Bruder Artur und ich belegten mit Mutter das Zimmer, Olga bekam das Kabinett. Sie wollte nicht mit uns in einem Zimmer und schon gar nicht in einem Bett schlafen. Bei den Großeltern schlief sie links von Mutter und wir zwei Buben rechts. Aber nun war Olga schon fast zwölf Jahre alt und in der Pubertät. Ich war ihr das Zimmer aber gar nicht neidig, sondern froh, nicht mit ihr das Zimmer teilen müssen. Als wir noch am Czerninplatz wohnten, bekam ich so manche sexuelle Aufklärung von den älteren Buben zu hören. Mit meinem neunten Lebensjahr wollte ich aber mehr und Genauereres wissen. Ich wagte nicht, meine Mutter zu befragen und fand es leichter, mit dem Dienstmädchen darüber zu sprechen. Diese klärte mich bereitwillig auf und zeigte mir auch sofort, was Mädchen zwischen den Beinen haben. Sie trug keine Unterwäsche und hob einfach ihr Kleid hoch. Sie setzte sich auf das Bett, öffnete ihre Beine und sagte, ich solle sie berühren, aber das traute ich mich nicht. Daraufhin ergriff sie meine Hand, um sie zu ihren Schamlippen zu führen. Da betrat Olga das Zimmer und rief sofort nach Mutter. Die Folge war, dass das Mädchen ein paar auf ihren Hintern bekam und entlassen wurde. Mir hingegen hielt Mutter eine Strafpredigt. Was ich hier machte, sagte Mutter, sei etwas sehr Schmutziges. Ich verstand die Welt nicht mehr. Mutter ließ sich nackt zeichnen, und wenn mir ein Mädchen ihren Körper zeigt, ist das schmutzig. Ich sprach mit Olga lange Zeit kein Wort, ich war sauer auf diese „Tratschen“.

In dem vergangenen Jahrhundert hatte sich viel verändert. Die sozialen Zustände in den 20er-Jahren kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Mit der Wohnbau – Offensive der Gemeinde Wien ist regelrecht eine Revolution in den Wohnverhältnissen der Wiener Bevölkerung vor sich gegangen. Finanziert wurde diese Neubautätigkeit aus den Mitteln der Wohnbausteuer, welche die Reichen zu bezahlen hatte! Diese Bauten wurden aus den Mitteln der Wohnbausteuer erbaut. Zum erstenmal wurden Mistkübel aufgestellt, welche später von den technisch hervorragenden Coloniakübeln abgelöst wurden. Bis dahin mussten die Hausfrauen den Müll in den Wohnungen aufbewahren. Nur einmal pro Woche kamen Mistbauer mit einem Pferdefuhrwerk,

läuteten mit einer Kuhglocke, und die Hausfrauen leerten den Mist auf den Lastwagen. Die damit verbundene starke Staubentwicklung hatte zur Folge, dass Zehntausende Menschen nicht nur an Tuberkulose erkrankten, sondern viele daran auch starben. Die Sozialdemokratie hatte in diesem Zeitabschnitt sehr viel auf dem sozialen Gebiet vorwärts gebracht. Es war verhältnismäßig leicht, diese Zugeständnisse dem Kapital abzuringen, hat doch die SPÖ 1918 einen gesellschaftlichen Umsturz verhindert. „Demokratisch in den Sozialismus“, war die Lösung der Sozialdemokraten. Ungeachtet dessen war die SPÖ in dieser Zeit wie auch noch lange danach nur mehr dem Programm nach für den Sozialismus! Sie vertreten die Ansicht, die Revolution wäre für Russland gut, aber nicht für Österreich. Otto Bauer, der damalige Führer der SPÖ, gab die Lösung aus: „Hände weg von der Sowjetunion“, während die imperialistischen Großmächte Truppen zur Niederschlagung der Revolution entsandten. Seither spricht man, wenn von der SPÖ die Rede ist, vom Austromarxismus. Die richtige Bezeichnung der Sozialdemokratie lautete zu dieser Zeit SDAP (Sozialdemokratische Arbeiterpartei).

Doch kommen wir zurück auf unsere Übersiedlung nach Favoriten. Mit der neuen Schule hatte ich gar keine Freude. Ich hatte große Schwierigkeiten in fast allen Fächern und noch keine Freunde, die mir hätten helfen können. Nur im Turnen war ich gut, trat ich doch bald nach unserer Ankunft im 10. Bezirk einer Gruppe des Arbeiterturnvereines bei. Die Adresse bekam ich von Walter. Ich war gut in Bodengymnastik, konnte den Salto vor- und rückwärts, war ein guter Läufer, und auch beim Handball brillierte ich. So war es kein Zufall, dass mich eines Tages der Turnprofessor der Schule fragte, wer mir das alles beigebracht hat. Ich sagte ihm, arglos und politisch naiv wie ich war, dass ich Mitglied des Arbeiterturnvereins sei. Damit war ich als „Roter“ abgestempelt, was in dieser Schule nichts Gutes war. Außerdem besuchte ich nicht den katholischen Religionsunterricht, weil meine Eltern dem jüdischen Glauben angehörten. Es muss nicht stimmen, aber ich hatte das Gefühl, dass ich deshalb besonders beim Professor für Geschichte und Geografie, Herrn Wotan, nicht gut ankam. Es ist gut möglich, dass es einen anderen Grund für seine Animosität mir gegenüber gab. Jedenfalls fiel mir auf, dass bei einer mündlichen Prüfung eine gute Antwort von mir nicht genügte und daher eine weitere Frage kam, dann noch eine weitere, bis ich eine falsche Antwort gab. Dann durfte ich mich setzen und hatte eine schlechte Note. Nicht so, wenn ein Schüler dem Deutschen Turnerbund angehörte. Eine gute Antwort, und schon eine gute Note. Das verleidete mir den Unterricht, abgesehen davon, dass es mich nicht interessierte, wie viele Kinder die Familie Habsburg hatte, wann diese geboren wurden und wie sie alle hießen. Ich dachte, dass das Kaiserreich abgeschafft wäre. Warum sollte ich mich damit beschäftigen? Sicher ist es wichtig, etwas über die Vergangenheit zu wissen, aber nicht die Geburtsdaten der einzelnen Mitglieder der ehemaligen Kaiserfamilie. Ich hatte nicht die Absicht, in dieser Schule zu maturieren und beabsichtigte daher, ab der vierten Klasse die Schule aufzugeben. Ich wusste, dass dies für meine Mutter eine große Enttäuschung sein würde, da sie große Pläne mit mir hatte. Ich sollte Ingenieur werden. Aber zunächst war ich nur ein Fliegenfänger-Verkäufer.

Der Fliegenfänger-Verkäufer

Ein Freund – ich hatte inzwischen schon einige Freundschaften geschlossen – erzählte mir, dass man in einem Geschäft Fliegenfänger um nur sieben Groschen pro Stück bekommt und diese um fünfzehn Groschen verkaufen kann. Es gab zu dieser Zeit eine große Fliegenplage, denn noch war es so, dass der Mist und die Abfälle überall umherlagen. Besonders gefragt waren die „roten Zuckerhüte“. Das war ein sehr erfolgreicher Fliegenfänger. Eine Pappepyramide mit roter Klebe bestrichen, die aussah wie Marmelade. Die Fliegen flogen in Scharen darauf und blieben kleben. Ich brauchte Geld für die Schule, um meine Mutter zu entlasten, und außerdem wollte ich mir einiges kaufen. Also beschloss ich, gemeinsam mit meinem Freund, dieses Geschäft in Angriff zu nehmen. Der Vater meines Freundes streckte uns etwas Geld vor, und wir kauften jeder zunächst zwanzig Stück. Um sechs Uhr früh ging es los. Wir mussten zeitlich anfangen, bevor andere schon verkauft hatten. Nicht zu vergessen, dass wir um acht Uhr in der Schule sein mussten. Wir streiften durch die Gassen und riefen: „Fliagenfaunga haum ma do, Fliagenfaunga haum ma do.“ Das Resultat war sensationell. In Kürze hatten wir die zwanzig Stück weg! Es dauerte kaum eine halbe Stunde. Daraufhin kauften wir nochmals diesmal das Doppelte, und auch diese Menge wurden wir los. Bald kamen wir dahinter, dass beim Greißler und in Gasthäusern besonders viel abgesetzt werden konnte. So verdiente ich eine Menge Geld, konnte davon meiner Mutter geben und auch Stück für Stück Sportgeräte, wie Schi, Schischuhe, Rucksack und andere Dinge kaufen. Mein erster Schianzug war eine ausgediente Uniform eines Straßenbahners, die ich geschenkt bekam. Diese Uniform ließ ich schwarz einfärben. Wie viel sieben Groschen damals wert waren? Für diesen Betrag bekam man damals eine Semmel, aber auch eine Zeitung sowie einen Straßenbahnpfennig. Fliegenfänger verkaufen war ein hartes Geschäft, da es nur an heißen Tagen erfolgreich war. Wenn es regnete, gab es nicht nur weniger Fliegen, ein Verkauf war gar nicht möglich

Die Roten Falken

Bald nachdem wir in den Jean-Jaures-Hof eingezogen waren, kam ein Funktionär der SDAP zu uns. Er klopfte an alle Türen und fragte nach Kinder ab zwölf Jahren, die er zur Gründungsversammlung der „Roten Falken“ einladen wolle. Natürlich war ich sofort dabei und wurde so zu einem Gründungsmitglied der „Roten Falken“ in Favoriten. Ich gehörte der Gruppe vier an. Der Gruppenführer hieß Willi Novak und war sehr sympathisch. Er war zwanzig Jahre alt und arbeitete im Dorotheum. Einmal in der Woche gab es einen Heimabend. Wer wollte, konnte bei Schönwetter auch an Ausflügen teilnehmen, die an Sonntagen stattfanden. Die Ausflüge bestanden entweder aus Wanderungen im Wienerwald oder, je nach der Wetterlage, gab es auch Badeausflüge in die Lobau. In unserer Gruppe waren wir etwa dreißig Burschen und Mädels. Die meisten waren aus unserem Haus, aber es kamen auch Kinder aus der unmittelbaren Umgebung. So gehörte auch Hans Wolker und seine spätere Gattin Fanny zu unserer Gruppe. Die Gruppenabende waren sehr interessant. Willi erzählte von seinem Beruf und über die Armut, die Menschen dazu brachte, in Notlagen ihre für

sie wertvollsten Stücke ins Versatzamt zu tragen und dann oft nicht in der Lage waren, diese wieder vor dem Verfallsdatum auszulösen. Andermal las uns Willi lustige oder ernste Geschichten vor. Diese Vorlesungen erweckten bei mir ziemlich großes Interesse an Büchern. Ich erfuhr, dass es eine Arbeiterbücherei gäbe, wo man um wenige Groschen Bücher ausleihen könne. Dort ließ ich mich sofort einschreiben und verschlang die Bücher, eines nach dem anderen. Vor allem jene von Upton Sinclair, Egon Erwin Kisch usw. die damals zur sozialkritischen Literatur gehörten, waren mein Lesestoff. Später waren es die russischen Autoren, die mich begeisterten. Den Film „Der Weg ins Leben“ hatte ich mir wiederholt angesehen und dann auch noch das Buch gelesen. Auch das Buch „Wie der Stahl gehärtet wurde“ (von Nikolai Ostrovsky) hatte mich sehr beeindruckt. Damit ich niemanden in der Nacht beim Lesen störte, besorgte ich mir eine kleine Leselampe, die man auf das Buch steckte, und so noch lesen konnte, während andere schon schliefen. Später, als ich arbeiten ging und Geld verdiente, kaufte ich mir Bücher und legte mir eine eigene Bibliothek an.

Es gab eine Anzahl von Geboten, die für die Mitglieder der Roten Falken absolut zu beachten waren. Eines davon verlangte die Abstinenz von Nikotin und Alkohol. Ich fand, dass dies sehr wichtig war und hatte mich ziemlich lange daran streng gehalten. Die Lösung des Abstinenzvereines „Der trinkende Arbeiter denkt nicht, der denkende Arbeiter trinkt nicht“ galt für jeden Falken. Selbst bei meiner Hochzeit, als ich schon 27 Jahre alt war, hatte ich mich geweigert, auch nur ein Stamperl Alkohol zu trinken. Zu dieser Zeit gab es in Österreich eine große Kampagne der „Abstinenzler“-Bewegung, die die Arbeiter aus den Wirtshäusern fernhalten und zu „denkenden“ Arbeitern umerziehen wollte. Ich fand dies eine ausgezeichnete Idee. Viele Trinker zerstörten durch den übermäßigen Alkoholgenuss ihre Ehen, schlügen ihre Ehegattinnen und die Kinder mussten dies mit ansehen. Es war auch für uns Kinder nicht schön, einem Besoffenen zu begegnen. Aber um Erfolg im Kampf gegen den Alkohol zu haben, war es notwendig schon bei den Kindern damit zu beginnen.

Der 15. Juli 1927

Ich bemerkte, an diesen Tag musste etwas passiert sein. Auf der Straße standen die Menschen in Gruppen zusammen. Mit ernsten Gesichtern sprachen sie wild durcheinander. Ich sah einen Mann mit blauer Bluse und Russenkragen, einen breiten Gürtel und Schulterriemen, in der Hand eine Reitpeitsche. Möglicherweise war er ein Ordner der SPÖ oder ein Schutzbündler. Er erzählte, dass in der Inneren Stadt eine große Demonstration stattfindet, wegen des „Schattendorfer“ Urteils. Später erfuhr ich, dass es an die hundert Tote gab, da die Polizei in die demonstrierende Menge schoss. Am nächsten Gruppenabend informierte uns Willi, dass ein Heimwehrmann auf offener Straße in Schattendorf (Burgenland) einen Arbeiterfunktionär der SPÖ und ein Kind erschossen und ein Wiener Schurgericht diesen Mörder freigesprochen hatte. Es soll bereits früher solche Freisprüche gegeben haben. Die Menschen waren über diese „Klassenjustiz“ empört, und aus allen Betrieben strömten die Arbeitermassen spontan auf den Ring und demonstrierten gegen dieses Schandurteil. Es wurde der Justizpalast gestürmt, Akten aus dem Fenster geworfen und das Haus angezündet. Die Polizei bekam vom Wiener Polizeichef Dr. Schober den Schießbefehl. Bürgermeister Karl Seitz (SPÖ) kam höchstpersönlich mit der Feuerwehr und

versuchte, die wegen der vielen Toten aufgebrachte Menge zu beruhigen und der Feuerwehr die Zufahrt zum Brandplatz zu ermöglichen. Der Justizpalast brannte aber vollständig aus. Dieser Tag ist in die Geschichte als ein schwarzer Tag eingegangen. Bundeskanzler war der christlichsoziale Prälat Dr. Ignaz Seipel. Die Empörung des Volkes hielt wochenlang an und führte zu Massenaustritten aus der Kirche. Vermutlich entstand damals die Freidenker-Bewegung, oder falls es diese schon früher gegeben haben sollte, wurde sie damals zur Massenbewegung. Auch ich begann mich zum erstenmal mit dieser Problematik auseinander zu setzen. Welche Rolle spielt die Kirche, auf wessen Seite steht sie? Welche Rolle spielt die Religion, gibt es einen Gott? Wieso gibt es so viele Religionen? Fragen über Fragen, mit denen ich mich immer wieder mit meinen Freunden auseinander setzte. Ich erinnere mich an endlose Gespräche mit Hans Wolker und seiner Fanny. Wir waren ein dreiblättriges Kleeblatt und steckten immer zusammen, gingen gemeinsam weg und diskutierten über tausende Probleme. Es gab da das geflügelte Wort: „Religion ist Opium für das Volk.“ Es waren doch zumeist sehr arme Menschen, die in die Kirche gingen und beteten. Sie erhofften sich ein besseres Leben im Jenseits. Gibt es das aber überhaupt? Ich wollte mehr darüber wissen!

Lia – die „Außerirdische“

Meine Mutter hatte einen Mann kennen gelernt und liebte ihn. Er hieß Wolf, ein Zahnarzt, der auf der Suche nach einer Frau war, die ihm finanziell helfen sollte, eine Zahnarztordination einzurichten. Das konnte Mutter natürlich nicht. So seilte er sich wieder ab, da er offenbar Mutter nur wollte, wenn sie das nötige Geld gehabt hätte. Aber aus diesem Verhältnis ist Mutter mit Lia schwanger geworden, die am 15. November 1928 das Licht der Welt erblickte. Kein schönes Licht allerdings. Herr Wolf setzte sich ab, er verschwand wie die Fata Morgana. Mutter hatte nun eine neue Beschäftigung. Sie ging auf die Suche nach dem Wolf bis sie ihn schließlich auch fand. Aber es war vergebens, er wollte nicht. Da er kein Geld und keine Beschäftigung hatte, war auch da nichts zu holen. Warum aber nannte ich Lia die „Außerirdische“? Als ich Lia nach der Geburt zum erstenmal sah, erschrak ich. Da lag im Korb ein Zwergerl und hatte, obwohl noch ein kleines Baby, lauter Runzeln. Die Hände und Füße waren schrecklich anzusehen. Na ja, ich hatte eine ganz falsche Vorstellung, wie Babys nach der Geburt aussehen. Nachdem Lia heranwuchs, war sie das schönste Mädchen weit und breit. Ich habe Lia sehr gerne, und sie gehört unbedingt zu uns. Nun waren wir vier und alle freuten sich. Jeder wollte den Kinderwagen schieben und Lia am Arm halten. Lia ist daher keine Außerirdische.

Unsere Wohnung war schon immer zu klein, und seit wir Kinder größer und älter wurden, erst recht. Mutter hatte deshalb schon längst beim Wohnungssamt eine größere Wohnung beantragt. Nach der Geburt von Lia wurde dieses Problem akuter. Ganz in unserer Nähe, in einem neuen Gemeindebau in der Laxenburgerstraße, bekamen wir dann tatsächlich eine neue Wohnung. Wir hatten nun ein Kabinett mehr, und als Zweitältester bekam ich diesen Raum. Endlich hatte ich jetzt ein Zimmer für mich allein und konnte lesen bis spät in die Nacht, ohne jemanden zu stören.

Das Sommerlager

Eines der schönsten Erlebnisse bei den Roten Falken war das große Sommerlager am Keutschachersee im Jahr 1930. Es war ein gemeinsames Lager mit den deutschen Roten Falken und uns Österreichern. Jede Nation brachte 250 Falken mit, also waren wir insgesamt 500 Kinder in diesem Camp. Ich war damals schon 14 Jahre alt und ein Untergruppenführer, mit dem Titel „Hordenführer“. In Riesenzelten, Burschen und Mädels getrennt, wurden die Kinder untergebracht. Jeder Hordenführer war für ein Zelt verantwortlich. Sie wurden im Halbkreis aufgebaut, mit einer Fahnenstange in der Mitte. Jeden Morgen und Abend gab es Fahnenappell, und den Morgengruß des Lagerleiters. Dann riefen alle Kinder gemeinsam: „Wir sind bereit.“ Der Weckruf erfolgte mit Trompete, es war alles ein wenig militärisch, aber es gefiel mir, denn es bedeutete Disziplin und Ordnung. Jede Nation hatte eine eigene große Speisehalle. Das Tagesprogramm war recht bunt: verschiedene Spiele, Sportveranstaltungen, Wettkämpfe, teils innerhalb der einzelnen Länder, aber auch Länderkämpfe. Natürlich hatten wir auch Freistunden, in der jeder machen konnte was er wollte. Der Keutschachersee ist einer der wärmsten Seen in Kärnten, und auch später, als ich selbst schon eigene Kinder hatte, fuhr ich gerne dorthin. Zu Mittag gab es für die Kinder Mittagsruhe, sie mussten diese im Zelt schlafend verbringen. Die Gruppen- und die Hordenführer hatten für Ruhe und Disziplin zu sorgen. Wir teilten uns diese Aufgabe, so dass wir abwechselnd frei waren. Ein 14-jähriges deutsches Mädchen hatte sich eines Tages an mich herangemacht und gesagt: „Du bist mein Freund, ich möchte, dass du mich küssst.“ Sie war ein schönes Mädchen, doch ich erwiderte: „Ja, du gefällst mir, aber lassen wir das Küssen.“ Ich war überaus schüchtern und hatte damals noch große Hemmungen dem anderen Geschlecht gegenüber. Dann schlug sie mir vor, mit ihr zum See zu gehen. Am „deutschen“ Strand sah ich etwas ältere Mädchen und Burschen, es waren ebenfalls Gruppenleiter. Sie waren alle nackt, trugen keine Badekleidung. Splitternackt in der freien Natur, schöne Menschen, sie waren wirklich schön anzusehen. Das Mädchen lud mich ein, mit ihr in den See zu gehen und streifte gleichzeitig ihr Leibchen und Höschen ab. Es blieb mir nichts anderes übrig, als es ihr gleich zu tun. Rasch lief ich ins Wasser, etwas verschämt, da ich fast noch keine Schamhaare hatte, während Lieselotte, so hieß das schöne Mädchen, schon ganz ausgereift war. Es war aber ein wunderbares Gefühl, so nackt im Wasser zu schwimmen und nachher in der Sonne ohne die nasse Badehose zu sein. Ich diskutierte später mit Freunden diese Art des Badens stieß aber mit Ausnahme Weniger auf Ablehnung. Später gingen wir, fünf Burschen und drei Mädchen, jene die dafür waren, fortan in die untere Lobau, wo nackt gebadet wurde. Ich erinnerte mich bei dieser Gelegenheit, wie dumm ich einst war, als ich meiner Mutter Vorwürfe machte, weil sie sich in der Kunstakademie nackt zeichnen ließ. Ich stellte fest, dass ich soeben begonnen hatte erwachsen zu werden.

Die FKK-Bewegung

Das Nacktbaden war zu dieser Zeit in Österreich verboten. Es gab aber eine FKK-Bewegung (Freie Körperkultur), die diese Art des Badens propagierte, und dem Licht, der Luft und der Sonne frönte. In vielen demokratischen Ländern war diese Bewegung legal und hatte viele Anhänger. So gab es auch in Wien eine erkleckliche Anzahl

freisinnige Männer und Frauen aller Altersstufen, die eben in der unteren Lobau nackt badeten. Den Behörden blieb das offenbar nicht verborgen, und sie entsandten berittene Polizisten, „um dort Ordnung“ zu schaffen. Damit bekam aber diese Angelegenheit eine neue Dimension. Erwachsene Menschen wollen sich nicht vorschreiben lassen, wie sie baden dürfen, insbesondere wenn die öffentliche Sittlichkeit dadurch nicht verletzt wurde. Denn die Nacktbadenden waren nicht dort, wo sich bekleidete Menschen aufhielten, sondern in einem abgelegenen Gebiet. Also, Kampf dem autoritären Gesetz! Die Polizei hatte auch kein Glück mit ihren berittenen Attacken. Es wurden in einem respektvollen Abstand „Wachen“ eingerichtet, die bei Annäherung der Polizei mit Vogelpfeifen trillerten und so die Badenden alarmierten. Schnell streifte man ein Kleidungsstück über, und die Polizisten mussten unverrichteter Dinge heimreiten. Es gab aber einmal auch eine Demonstration der Nackten. Ich nehme an, es waren mehr als 30 Männer und Frauen, die sich in einem Hausflur der Kleider entledigten, über den Ring marschierten und auf Spruchbändern Freiheit für die Freie Körperfunktion forderten. Die Demonstranten kamen allerdings nicht weit, sie wurden von der Polizei „eingezogen“. Jedenfalls erregten sie damit doch großes Aufsehen und sorgten so für Gesprächsstoff.

Die Jugendzeit beginnt

Ich hatte inzwischen die Schule beendet und musste mich um eine Arbeit umsehen. Meine Mutter wollte nicht, dass ich Elektriker werde. „Du wirst doch nicht der untersten Schicht angehören wollen“, meinte sie. Zumindest ein Angestellter musste ich werden. Also ging ich zur Stellenvermittlung für Lehrlinge, die mich zum Herrenmode-Geschäft Heinrich Langer auf der Mariahilferstraße sandten. Dort begann ich also eine dreijährige Lehrzeit. Die Arbeit, die ich in diesen drei Jahren zu verrichten hatte, bestand aus Staubwischen, die Ware wegräumen, welche die zwei Verkäufer liegen ließen und das Auto des Chefs putzen. Manchmal durfte ich auch Zuckerln oder Schokolade für die Chefin holen und bekam dafür auch ein Zuckerl geschenkt. Eine entwürdigende Tätigkeit. Ich trat sofort der Gewerkschaft der Privatangestellten bei, die damals unter den Namen „Zentralverein der Kaufmännischen Angestellten“ bekannt war. Seither bin ich Mitglied der Gewerkschaft, auch jetzt noch in der Pension. Eines Tages trat Otto Brichacek an mich heran und ersuchte mich um ein Gespräch. Ich war bereits 16 Jahre alt, hatte aber bis dahin keinen besonderen Kontakt zu ihm und war nicht wenig neugierig, was er von mir wollte. Er sagte, er wisse von Willi Novak, dass ich ein tüchtiger Falke sei und es in der Gruppe 4 noch eine große Anzahl weiterer fähiger Leute gab. Er aber brauche für seine Gruppe einen neuen Gruppenführer, weil auf Grund der vielen Mitglieder die Gruppe geteilt werden müsse. Da ich ein politisch interessanter Mensch sei, würde er gerne mit mir enger zusammenarbeiten wollen. Das erweckte mein Interesse. Auch die Aufgabe, eine eigene Gruppe zu leiten, war reizvoll. Ich sagte ihm daher prinzipiell zu, wollte aber noch vorher mit meinen Freunden und Willi sprechen. Die Sache wurde perfekt, und ich gründete die Gruppe 19 der Roten Falken im 10. Bezirk. Damit begann ein neues Kapitel in meinem Leben. Otto übte einen großen Einfluss auf mich aus. Ich sah in ihm einen überaus intelligenten und fähigen Menschen, von dem ich viel lernen konnte. Er war nur etwas mehr als ein Jahr älter als ich, aber er wusste schon viel mehr. Er zeigte mir, wie man Heimabende interessanter gestalten könne und brachte mir auch mehr

politisches Wissen bei. Otto hatte schon eine feste Freundin, die Berta Gratzl, die er viele Jahre später heiratete. Auch Wolker war mit Fanny bereits fest verbunden, nur ich war solo, und wenn ich mit diesen ausging, fühlte ich mich wie das fünfte Rad am Wagen. Aber ich hatte keinerlei besonderes Interesse an einer Verbindung mit einem Mädchen. Ich war eben ein Spätzünder.

Als im Jahr 1933 Hitler in Deutschland zur Macht kam, gab es unter uns heftigen Streit. Die Diskussionen rissen nicht mehr ab. Wer war schuld, dass Hitler siegen konnte? Hat die Zweite Internationale versagt? Was macht unsere Partei (SPÖ), um Ähnliches abzuwenden? Jetzt schieden sich die Geister. Hans Wolker, von seinem Vater beeinflusst, vertrat die Ansicht, dass wir ein berechtigtes Vertrauen in unsere Führung haben können, Otto hingegen meinte, er lege für diese Führung nicht seine Hand ins Feuer, und ich neigte dazu, ihm Recht zu geben. Wir vereinbarten, dem Jugendschutzbund, bekannt als „Wehrsport“, beizutreten. Wir nahmen in der Folge an den Übungen teil, die der militärischen Ausbildung dienten.

Die Gruppe Lenin

Inzwischen hatte ich meine Falkengruppe fest im Griff. Wir machten öfters auch große Touren. So im Sommer 1932, da machten wir eine Fußwanderung auf den Ötscher. Es war eine 7-Tage-Tour. 15 Kinder nahmen daran teil, unter ihnen die Maurer Anny, in KPÖ-Parteikreisen besser bekannt als die Gattin des leider bereits verstorbenen „Opferl“. Walter Opferkuh gehörte auch zu meinen frühesten Jugendfreunden. Als wir den Ötscher bestiegen herrschte allerbestes Wetter und wir wanderten durch die Frauenmauerhöhle. Als wir müde am anderen Ende herauskamen war der Himmel schwarz. Wir beeilten uns bergauf bis zur Schutzhütte, konnten aber dem Regen nicht entwischen. Vollkommen durchnässt erreichten wir unser Ziel und waren froh, verhältnismäßig gut ausgerüstet zu sein. Jedes Kind hatte einen Trainingsanzug oder Schlafanzug mit, so dass wir uns sofort umziehen konnten. Die Hüttenwirtin legte unser Gewand und Schuhe zum Trocknen in die Küche, in die Nähe des Ofens. Meine Bergschuhe waren besonders durchnässt, weil ich leider in eine Wasserlacke getreten war. Deshalb legte sie diese in das noch warme Backrohr und vergaß am nächsten Morgen, beim Anzünden des Ofens, die Schuhe aus dem Backrohr zu nehmen. Ich musste den Abstieg und die weitere Tour dann bloßfüßig fortsetzen. Dieser Ausflug blieb aber nicht nur deshalb in meiner Erinnerung, sondern weil wir wirklich alle von der Natur und auch über unsere gute Gemeinschaft so begeistert waren. Ich war sportlich gut austrainiert und betätigte mich auch als Marathonläufer. Einmal – ich hatte mir inzwischen von meinem Lohn ein Fahrrad gekauft – beschlossen wir, mit dem Fahrrad zum Schneeberg zu fahren. Es war Winter, und wir wollten endlich Schifahren. Es nahmen nur Burschen daran teil. An einem Samstag, nach Arbeitsschluss, ging es los. Wir befestigten die Schi am Fahrrad, den Rucksack am Buckel, so fuhren wir dahin. Kaum hatten wir Wien verlassen, fing es schon zu schneien an, und es war nicht leicht, das Rad fortzubewegen. Spät abends erreichten wir unser Etappenziel: Puchberg am Schneeberg. Dort stellten wir, nach einer kräftigen Mahlzeit, bei einem Wirt unsere Fahrräder ein und begannen noch in der Nacht den Aufstieg. Gegen etwa 24 Uhr erreichten wir endlich das Schutzhäus unterhalb des Gipfels. Wir konsumierten jeder einen heißen Jagertee und schliefen auf

den Bänken bis 7 Uhr früh. Dann gab es Frühstück, und auf ging es zum Schifahren. Am späten Nachmittag waren wir zurück in Puchberg und nahmen noch eine Stärkung zu uns, und schon ging es wieder mit dem Rad heimwärts. In Wien angekommen waren wir geschafft, aber glücklich über das Erlebte.

Von Otto bekam ich äußerst interessante Literatur zum Lesen, hauptsächlich politische Bücher. Zum erstenmal hatte ich das „Kommunistische Manifest“ in Händen. Wir besprachen in der Gruppe die Machtergreifung Hitlers und nahmen dazu Stellung. Ich erzählte auch über den Dimitroff-Prozess. Dimitroff, ein bulgarischer Kommunist und Mitglied der Komintern (Kommunistische Internationale), weilte eben in Berlin, zu Gesprächen mit der Führung der KPD, als der Deutsche Reichstag angezündet wurde. Diese Brandstiftung war für Hitler die Handhabe, die totale Macht zu übernehmen und die Kommunisten der Brandstiftung zu bezichtigen. Warum nicht gleich auch eine internationale Verschwörung der Komintern? Also verhaftete man unter anderen Dimitroff und klagte diesen an. Die ganze Welt verfolgte den Prozess und konnte miterleben, wie Genosse Dimitroff, dem Angeklagten ein Ankläger wurde. Er bewies, dass die SA diesen Brand unter der Anleitung von Hermann Göring gelegt hatte, um den Staatsstreich möglich zu machen. Dimitroff musste freigesprochen werden. Hitlers offizielle Politik richtete sich gegen die Sowjetunion. Es gelang ihm, viele enttäuschte Arbeiter in seine Reihen zu bringen. In Österreich war die Anhängerschaft Hitlers zu dieser Zeit nur mäßig. Alle Parteien hatten paramilitärische Organisationen. Die Nazis hatten die SA und SS, dagegen hatte die Christlichsoziale Partei die Heimwehr und die Ostmarkischen Sturmscharen, und die SPÖ stützte sich auf den Republikanischen Schutzbund.

Wir wollten eine Tat setzen und beschlossen, unsere Gruppe ab nun „Lenin“ zu nennen. Otto, den wir zu dieser feierlichen Namensgebung eingeladen hatten, hielt einen Vortrag über Lenin und die russische Revolution. Anschließend las ich einen Brief an die russischen Pioniere vor (sowjetische Kinderorganisation), den ich vorbereitet hatte und schlug vor, dass ihn die ganze Gruppe unterschreiben soll. In diesem Brief stellten wir unsere Organisation Rote Falken vor und drückten unsere große Verbundenheit mit dem russischen Volk und den Pionieren aus. Wir ersuchten sie, mit uns zu korrespondieren, um gegenseitige Erfahrungen und Ansichten auszutauschen. Als Absenderadresse gab ich meine Anschrift an. Alle Kinder waren hell auf begeistert und meinten, vielleicht könnten wir einen Ferienaustausch vereinbaren. Das war eine gute Idee, und ich schlug vor, sobald wir eine Antwort erhalten, wollen wir dies den Pionieren vorschlagen. Es kam keine Antwort, nicht im Jahr 1933 und auch nicht 1934. Die Antwort brachte mir die Polizei im Jahr 1935 auf eine seltsame Art. Darüber werde ich aber später berichten.

Das Parlament wurde ausgeschaltet

Am 1. März 1933 traten die Eisenbahner in den Streik. 95% der Bediensteten befolgte den Streikaufruf der Gewerkschaft. Die Aufdeckung eines riesigen Waffenschmuggels war diesem Streikaufruf vorausgegangen. Man entdeckte einen falsch deklarierten Lastzug, der in Wirklichkeit Waffen aus Italien nach Ungarn bringen sollte. Mussolini bereitete einen Pakt Italien-Österreich-Ungarn vor. Die Eisenbahner weigerten sich,

diesen Zug weiter zu befördern. Der Generaldirektor der Bundesbahnen versuchte den Obmann der Eisenbahner-Gewerkschaft mit 150.000 Schilling zu bestechen, damit der Obmann seine Leute dazu bringt, den Zug nach Ungarn weiter zu befördern. Diese zu dieser Zeit ungeheuer enorme Geldsumme hatte den Obmann nicht verleitet, diesen Bestechungsversuch zu erliegen. Er informierte die Presse, in der weiteren Folge kam es zum Streik. Die Regierung unternahm alles, um diesen Streik zu beenden. Eine Lohnkürzung wurde angedroht, und weitere Maßregelungen an Streikende erfolgten. Dieses Thema wurde auf die Tagesordnung der nächsten Parlamentssitzung gesetzt, welche für den 4. März vorgesehen war. Drei Resolutionen lagen zur Abstimmung vor. Die erste Resolution, jene von der SPÖ, wurde abgelehnt. Die zweite Resolution, jene von den Großdeutschen, wurde aber angenommen. Die dritte Resolution, jene von der Regierungspartei, wurde jedoch auf Grund der Geschäftsordnung nicht mehr zur Abstimmung zugelassen. Es kam deshalb zu einem Tumult. Die Christlichsoziale Partei verlangte darüber neuerlich eine Abstimmung. Jetzt fehlten aber zwei Abgeordnete der Christlichsozialen, deren Mehrheit nur mit diesen zwei Stimmen gesichert war. Es drohte daher eine gleiche Stimmenzahl. Deshalb trat der Erste Präsident des Nationalrates, Karl Renner, als Präsident zurück, da er in dieser Eigenschaft nicht abstimmen durfte. So war eine Entscheidung zugunsten der SPÖ gegeben. Daraufhin trat der Zweite Präsident zurück, um die Abstimmung zugunsten der Regierung zu beeinflussen. Und das war wieder der Anlass für den Rücktritt des Dritten Präsidenten. Damit war aber die Sitzung ohne Vorsitz, und die Abgeordneten verließen den Saal. Die SPÖ-Führung beriet die Situation und entschied mit ihren Abgeordneten, den Dritten Präsidenten, Sepp Straffner von der Großdeutschen Partei, aufzufordern, den Nationalrat wieder einzuberufen. Da ja die Sitzung nie geschlossen wurde, hatte sich das Parlament nur vertagt und nicht aufgelöst. Dieser tat dies auch und berief den Nationalrat für den 15. März 1933 ein. Zuvor aber hatte sich Dollfuß an das Volk gewandt und erklärt, er werde mittels des Kriegsermächtigungs-Gesetzes aus dem Jahre 1917 ohne Parlament regieren, nachdem sich dieses selbst aufgelöst habe. So eine Handhabung war selbstverständlich verfassungswidrig. Am 15. März 1933 versammelten sich die SPÖ-Nationalräte schon in der Früh im Parlament, um eine Fraktionssitzung abzuhalten. Die Polizei drang in den Sitzungssaal ein, ließ keinen weiteren Abgeordneten mehr ein und umstellte das Parlament bevor es geräumt wurde. Damit war das Parlament tatsächlich aufgelöst und die parlamentarische Demokratie gewaltsam beendet worden. Es war März 1933, nur wenige Tage danach, als Otto mit mir ein längeres Gespräch führte. Wir diskutierten die politische Lage und waren uns einig, dass die SPÖ-Führung in allen Dingen der damaligen christlichsozialen Regierung unter Engelbert Dollfuß nachgab. Es war offensichtlich, dass diese Regierung die Absicht hatte, in Österreich einen faschistischen Staat zu errichten. Otto Bauer rief die Arbeiterschaft auf, sich nicht provozieren zu lassen. Ein Einheitsfront-Angebot der KPÖ lehnte er ab. Mit der Berufung auf das bestehende Kriegsermächtigungs-Gesetz wurde der Mai-Aufmarsch verboten. Die SPÖ rief die Wiener Arbeiter auf, am Gehsteig zu bleiben und in die Stadt zu spazieren. Da wurden wir am Ring von der Bundeswehr erwartet, die den weiteren Weg mit Stacheldraht versperrte. Dahinter waren Maschinengewehre in Bereitschaft gestellt.

Am 31. März 1933 wurde der Schutzbund verboten, am 26. Mai 1933 erfolgte das Verbot der Kommunistischen Partei. Der Kommunistische Jugendverband wurde

schon 1931 verboten. Die Mandatare der Arbeiterkammer wurden am 31. Dezember 1933 von der Regierung Dollfuß ihrer Funktionen enthoben, obwohl diese gewählt waren. Anschließend wurden die gewählten Mandatare durch Kommissare der Regierung ersetzt. Gegründet wurde die Arbeiterkammer am 26. Februar 1920 und sie zählt zu den wesentlichsten sozialpolitischen Errungenschaften der 1. Republik. Wir waren von der SPÖ-Parteiführung enttäuscht.

Der Kommunistische Jugendverband

Otto Brichacek hatte mich für den KJV (Kommunistischer Jugendverband) geworben. Er kannte auch noch einige andere Genossen, die ebenfalls bereit waren, dem KJV beizutreten. So wurde die erste Zusammenkunft im Heim der Roten Falken, Kennergasse 10 vereinbart, und Otto schärfte mir ein, mit keinem Menschen darüber zu sprechen. Es war die Gründungsversammlung der ersten Zelle des KJV in Favoriten. Wie sich später herausstellte, gab es zu dieser Zeit nur ein Mitglied, das auch anwesend war. Außer Otto und mir kamen noch Otto Jirik, ebenfalls ein Gruppenführer der Roten Falken, der mir sehr vertraut war, und seine Freundin. Somit waren wir fünf Leute. Von der KJV-Leitung kam Josef Lauscher, ein sympathischer Bursche, der jeden von uns mit einem kräftigen Hände schütteln begrüßte. Er legte seine Taschenuhr vor sich hin, offenbar um die selbst gestellte Redezeit nicht zu überschreiten. Dann sah er uns in die Augen und sagte: „Genossen, ich begrüße euch im Namen des Zentralkomitees des Kommunistischen Jugendverbandes auf das Herzlichste.“ Er war sehr feierlich, und man sah ihm seine große Freude an, in Favoriten eine illegale Zelle des KJV gründen zu können. Der Begrüßung folgte ein Vortrag über die politische Lage und am Schluss forderte er uns auf, nun über sein Referat zu diskutieren und ehrlich zu sagen, was wir über die KPÖ und ihrem Jugendverband denken. Im Allgemeinen erhielt er von allen Anwesenden Zustimmung zum politischen Referat. Mir war wichtig zum Ausdruck zu bringen, wenn die Kommunisten die SPÖ nicht so aggressiv als Verräter und Sozialfaschisten beschimpft hätten, wir der KPÖ früher beigetreten wären. Ich könnte mir nicht vorstellen, dass die SPÖ-Parteileitung nur aus Verrätern bestünde. Richtiger wäre es, sich mit der verfehlten Politik der SPÖ auseinander zu setzen und Ausdrücke, wie „Sozialfaschisten“, nicht zu gebrauchen. Pepi, so nannte sich Lauscher, stimmte mir zu und informierte mich, dass diese Frage in der Partei bereits diskutiert werde. Abschließend beschlossen wir, uns „Komfraktion“ zu nennen und weiterhin der SPÖ und den Roten Falken anzugehören. Aber wir wollten, in Hinsicht auf die politische Lage, regelmäßige Zusammenkünfte organisieren. Damit war mein Beitritt zum KJV vollzogen. In weiterer Folge berieten wir, wie wir innerhalb der Roten-Falken-Bewegung wirken werden. Es galt natürlich, weitere Genossen für den KJV anzuwerben, wobei absolute Vorsicht und Konspiration zu beachten war. Leider kann ich mich nicht mehr genau erinnern, wie viele Fünfer-Gruppen wir bis zum 12. Februar 1934 zusammenbrachten. Es dürften etwa drei oder vier gewesen sein. Gleichzeitig aber wurde von Seiten der SPÖ-Zentrale versucht, die vielen Austritte und Abwanderungen von Genossen abzufangen, indem man eine „Linksradikale Jugenddopposition“ (LJO) ins Leben rief. Dieser Versuch wurde aber von den meisten von uns durchschaut. Hans Wolker, mit dem ich ein offenes Gespräch führte, lehnte den KJV ab und wandte sich der Linksradikalen Oppositon zu. Eines Tages kam der

ehemalige Feuerwehrkommandant von Wien und spätere Polizeipräsident Holaubek zu uns ins Heim und beschwore uns, in die LJO zu kommen. Wir aber hielten davon nicht viel und zogen den KJV vor. Trotzdem bat er uns eindringlich, wir mögen uns dies zweimal überlegen.

Der 12. Februar 1934

Bekanntlich sind an diesem Tag die Polizei und die Heimwehr, die von Dr. Dollfuß zur Hilfspolizei ernannt wurde, ins Linzer Arbeiterheim eingedrungen, um dort nach Waffen zu suchen. Der Republikanische Schutzbund hatte aber die Eindringlinge abgewehrt, und es kam zu einem Feuergefecht. Diese Nachricht bewirkte, dass die Arbeiter des Wiener E-Werkes in Streik traten und den Strom abschalteten. In Wien standen daraufhin alle Betriebe und die Straßenbahnen still, die zum Teil die Kreuzungen verlegten. Das war das vereinbarte Zeichen für einen Generalstreik. Der Schutzbund sollte sich in diesem Fall bewaffnen und die Republik schützen. Aber am 3. Februar wurden Major Alexander Eifler und Hauptmann Rudolf Löw, der Adjutant des Schutzbund-Kommandanten Julius Deutsch, verhaftet. Ebenso wurden alle Kreisführer und Bezirkskommandanten eingesperrt. Ein großes Waffenlager bei Schwechat wurde dadurch aufgedeckt und beschlagnahmt. Chef für die Sicherheit und Vizekanzler war der Heimwehrführer Emil Fey.

Am 8. Februar 1934 riegelte die Polizei die Parteizentrale der SPÖ in der Rechten Wienzeile ab. Somit waren jene Schutzbundkämpfer, die zu den Waffen griffen, ohne Führung. Es war ein Kampf zur Verteidigung der Demokratie und gegen den aufkeimenden Faschismus. Die Regierung rief das Standrecht aus, und in Wien gab Dr. Dollfuß dem Bundesheer den Befehl, mit Kanonen auf die Gemeindewohnhäuser zu schießen. Von der Hohen Warte aus feuerten die Soldaten ihre Kanonen auf den Karl-Marx-Hof ab. In Kaisermühlen wurde auf den Goethehof geschossen. Um die Frauen und Kinder nicht zu gefährden gaben die Schutzbündler auf. Dieser ungleiche Kampf endete daher mit einer Niederlage für die Antifaschisten. Karl Münichereiter, Vater dreier Kleinkinder, wurde am 14. Februar 1934 mit der Tragbahre zum Galgen geschleppt und hingerichtet. Er wurde vorher, während der Kämpfe am Goldmarkplatz in Hietzing, aus einem vorüberfahrenden Polizeiauto angeschossen und sehr schwer verwundet. Den Kommandanten der Feuerwehr vom Goethehof, Georg Weissel, ließ Dollfuß am 15. Februar 1934 hinrichten. Ihm wurde zur Last gelegt, er hätte Waffen an seine Feuerwehrleute ausgegeben. Am 16. Februar 1934 erhängte man den 36 Jahre alten Emil Svoboda in Wien. Am 17. Februar wurden in St. Pölten Johann Hois und Viktor Rauchenberger, in Graz Josef Stanek, der Sekretär der Metallarbeitergewerkschaft, und in Steyr der erst 26-jährige Josef Ahrer hingerichtet. Bei Ahrer ist es erwiesen, dass seine Hinrichtung auf einer falschen Zeugenaussage beruhte. Koloman Wallisch, ein Mitglied des SPÖ-Parteivorstandes und Kritiker deren sanfter Linie, wurde auf der Flucht erwischt und am 19. Februar in Leoben hingerichtet. Die letzte Hinrichtung erfolgte am 21. Februar, an diesem Tag war das Standrecht bereits aufgehoben worden. Mehr als 10.000 Leute wurden verhaftet, davon 7.823 in Wien. Diese blieben in vielen Fällen monatelang in Haft. Internationale Delegationen intervenierten oftmals bei der Regierung, womit letztendlich doch die Freilassung des größten Teils der Verhafteten erreicht werden konnte.

Ich erlebte den 12. Februar 1934 zunächst an meiner Arbeitsstelle. Ich beobachtete auf dem Turm der Stiftkaserne den Aufbau eines Maschinengewehrs mit einem Soldaten dahinter. Die Straßenbahnen standen still. Mein Chef schickte mich die Straßenbahner zu fragen, was los sei. Da erfuhren wir, dass es gibt keinen Strom gab und gestreikt wird. Alle Geschäfte sperrten zu, und ich machte mich auf den Weg. Zu Hause angekommen war das Gittertor der Hauseinfahrt versperrt. Der Hausbesorger wollte mich nicht rein lassen. „Sie kennen mich doch, ich wohne hier“. „Ja, wenn du hinein willst, sperre ich dir auf, aber hinaus lasse ich dich nicht mehr“, war seine Antwort. Ich dachte, es wäre besser, zuerst in unser Wehrsportlokal zu gehen. Etwa 20 andere Burschen, darunter auch Otto Brichacek waren bereits da. Auf dem Tisch lagen fünf Gewehre und etwas Munition. Der Gruppenleiter forderte uns auf, im Lokal zu bleiben und Wache gegen Angriffe der Heimwehr zu halten. Abends gab es Ablöse durch einen anderen Trupp und am nächsten Tag fand ich mich wieder zur vereinbarten Zeit ein. Wir erfuhren, dass in der Steiermark „viel los“ sei, aber alles ohne Führung in Wien. Dann hörten wir von den Kanonenschüssen gegen die Gemeindebauten und auch vom Kampf im Quellenhof, in der Quellenstraße. Die Polizei hatte den Schutzbündlern eine Frist gestellt, zu der sie aufzugeben hätten, andernfalls mit Kanonen auf das Haus geschossen werden würde. Otto und ich erhielten den Befehl, die Situation zu erkunden. Wir näherten uns vorsichtig und sahen, dass die Genossen ihre Waffen bereits weggeworfen hatten und um einer eventuellen Verhaftung zu entgehen, dabei waren, den Ort zu verlassen. Otto hielt eine kurze Ansprache. Wir würden den Kopf nicht hängen lassen und den Kampf fortsetzen, bis der Faschismus besiegt sei. Danach berichteten wir in unserem Lokal, unser Bereitschaftsdienst löste sich auf, und wir gingen nach Hause.

Für den nächsten Tag vereinbarten wir ein Treffen unserer Gruppe. Da es keineswegs gewiss war, ob unser Heim unter Beobachtung stand, legten wir fest, uns in der Wohnung von Otto zu treffen. Noch am 12. Februar 1934 verkündete die Dollfuß-Regierung, dass die SPÖ und alle Gliederungen und Nebenorganisationen verboten und aufgelöst sind. Das Eigentum verfiel zugunsten des Staates. In dieser Situation war es für uns äußerst wichtig, sofort mit allen Jugendlichen Kontakt aufzunehmen, die über 14 Jahre alt waren. Die meisten kamen von selber und fragten: „Was tun?“ So entstanden binnen kurzer Zeit eine Menge KJV-Zellen. Alle Gruppenführer der Roten Falken in Favoriten, mit Ausnahme von Wappel, der zur Überraschung von uns allen zu den Nazis ging, traten dem KJV bei. Viele der schon über 14-jährigen Mitglieder folgten ihnen. Der illegale KJV wurde zu einer großen Organisation. Die Freundin von Otto war bei der SAJ (Sozialistische Arbeiterjugend), auch sie trat dem KJV bei. Dann begann für uns eine lange und schwere Zeit des Kampfes. Ich meldete mich am 18. Februar wieder bei meinem Chef zur Arbeit zurück und wurde sofort gekündigt. Da die Kündigung per Ende des Quartals ausgesprochen wurde, war ich ab 1. April 1934 arbeitslos.

Der 1. Mai 1934

In der Gruppe sprachen wir über den bevorstehenden 1. Mai. Es musste etwas ganz Besonderes gemacht werden, über das eine Menge Menschen noch lange reden

sollte. Aber was könnte dies sein? Jedenfalls sollten wir eine gute Aktion machen, um allen Arbeitern zu zeigen, dass wir da sind und der Kampf gegen Dollfuß weitergeht. Ich weiß nicht mehr, wer diese Idee hatte, möglicherweise war es Pepi, aber diese Idee war mehr als hervorragend! Wir hatten eine Methode gefunden, mit deren Hilfe wir Transparente auf den Oberleitungen der Straßenbahn befestigen konnten, und das innerhalb einer Minute: Man nehme fünf Drähte, etwa 20 Zentimeter lang, und drehe ein Drittel der Länge zusammen. Die anderen zwei Drittel werden von außen nach innen gebogen, so dass sich diese in der Mitte treffen. Am zusammengedrehten Teil wird eine kurze, dünne Schnur befestigt und an dieser eine etwa zwölf Meter lange stärkere Schnur mit einem Eisenstück an deren Ende. Am zusammengedrehten Draht wird nun das Transparent befestigt, ein langes Plakat mit je einer Holzleiste unten und oben. Dieses Plakat wird wie ein Bild befestigt und für den Transport zusammengerollt. Die Schnur mit dem Eisenstück wird nun über die elektrische Oberleitung geworfen und blitzschnell aufgezogen. Die von außen nach innen gebogenen Drähte haken sich darauf in die Oberleitung ein, und ein fester Ruckzug an der Schnur, lässt die dünne Zwischenschnur abreißen und das Plakat hängt. Die zwölf Meter lange Schnur nimmt man dann für eine nächste Aktion mit und läuft davon. Wir hatten diese Aktion am 29. April in Favoriten an allen Kreuzungen der Straßenbahnlinien 6, 65, 66 und 67 geplant und an allen Stellen zur gleichen Zeit um 6 Uhr früh ausgeführt. Die Straßenbahnen konnten nicht fahren, die Feuerwehr musste gerufen und der Strom abschaltet werden. Da die Plakate an etwa zehn Stellen angebracht waren, dauerte es ziemlich lange, bis das letzte Plakat entfernt wurde.

„Hoch der 1. Mai“ – „Wir sind da!“ – „Der KJV lebt“ – „Nieder mit dem Faschismus“,

diese und andere Lösungen waren zu lesen. Die Aktion war voll geglückt, bis auf eine. Ein junger Genosse wurde verhaftet, da er nicht schnell genug war. Leider gab er die Adresse von Otto Jirik preis. Ich kam, wie vereinbart, um 10 Uhr Vormittag zu ihm, um den Erfolg der Aktion abzustimmen. Ich wusste nichts von der Verhaftung und läutete nichts ahnend an dessen Türe. Als mir aber ein fremder Mann mit „Kieberer“- Gesicht öffnete, wusste ich, dass die Polizei im Haus war. Auf die gespielt freundliche Frage des Mannes, was ich wolle, sagte ich: „Guten Tag Herr Jirik, ich komme Otto besuchen, wir haben uns ja schon seit der Schule nicht mehr gesehen.“ Ich wusste natürlich, dass dieser Herr nicht der Vater von Otto war. „Du hast aber einen sehr schlimmen Freund“, sagte der Kriminalbeamte, „ich bin nicht Herr Jirik, sondern die Polizei.“ Nachdem er mich aufforderte auf das Polizeikommissariat mitzukommen, fragte ich ihn, ob ich nun verhaftet sei und warum eigentlich? „Frag' net so vü, die Fragen stellen wir, host ghört“, war seine Antwort. Dann sagte der andere: „Du bist vorläufig festgenommen und kommst mit.“ Ich musste warten bis die Polizisten mit ihrer Hausdurchsuchung fertig waren, die allerdings negativ ausging. Otto selbst war nicht zu Hause, er war rechtzeitig abgehauen. Auch sein Vater war nicht da, nur die Mutter. Soviel ich weiß, haben sie Otto nie erwischt, er wohnte künftig in bei seiner Freundin. Der Junge, der Ottos Adresse der Polizei gab, hieß Hanus und wurde möglicherweise ein Polizeispitzel. Er wusste nicht viel über unsere Organisation und wurde in der Folge von uns sicherheitshalber gemieden. Im Kommissariat gab es ein Verhör beim Journalbeamten. Ich sagte, dass ich nicht wisse, was man von mir wolle. „Ich habe den Beamten schon in der Wohnung von Jirik erklärt, dass ich meinen

Freund besuchen wollte. Ich habe keine Ahnung, was er getan haben sollte, da ich ihn schon sehr lange nicht mehr gesehen habe“, so meine Aussage. Ich habe gelernt, dass man bei der Polizei alles bestreiten muss, um nicht andere Genossen zu gefährden. Da man aus mir nichts anderes herausbekam – ich wiederholte immer wieder dasselbe – wurde ich abgeführt und verbrachte die Nacht in einer Zelle mit einem Betrunkenen. Am nächsten Tag wurde ich nochmals verhört, und es wiederholte sich dasselbe. Schlußendlich sagte der Beamte dann, dass ich „wegen Wiederbetätigung für die Sozialdemokratische Partei“ zu sechs Wochen Arrest verurteilt sei. Es ist anzunehmen, dass die Sozialdemokratische Partei deshalb angeführt wurde, weil sie wussten, dass ich bei den Roten Falken war. Meine Mutter kam nämlich ins Kommissariat und weinte. Sie sagte immer wieder: „Mein Sohn ist doch so ein braver Junge, er verbringt seine ganze Zeit mit den Roten-Falken-Kindern.“ Meine Mutter hatte keine Ahnung von Politik und was so vorging. Bevor ich mit dem „Grünen Heinrich“ (Arrestantenwagen der Polizei) vom Polizeikommissariat abgeholt wurde, durfte meine Mutter mich noch kurz sehen. Sie weinte fürchterlich und sagte immer nur: „So eine Schande, so eine Schande!“. Ich bat Mama, nicht zu weinen, ich hatte ja nichts angestellt, ich bin doch kein Verbrecher. Sie solle mir etwas zum Anziehen zu bringen, denn ich hatte bei meiner Verhaftung nur eine ganz kurze Hose und ein Leibchen an, sowie Sandalen ohne Socken. Im Gefängnis war es bitter kalt.

Im Polizeigefängnis

Das eigentliche Polizeigefängnis ist die „Lisl“, die Elisabethpromenade. Aber es wurden am 12. Februar, wie schon vorher berichtet, tausende Leute verhaftet, und viele saßen noch immer. Deshalb hat die Polizei weitere Gefangenenhäuser eingerichtet. Ich wurde in die Hahngasse gebracht. In meiner Zelle waren etwa 20 Gefangene. Auf dem Boden lagen Strohsäcke als Schlafgelegenheit. Natürlich ging sofort die Fragerei los. Aber ich war vorsichtig, da man ja nie wusste, ob nicht ein Spitzel im Saal ist. Deshalb erzählte ich die Ereignisse nicht als Beteiligter, sondern so: Ich habe gesehen, ich habe gehört, usw. Die Genossen verstanden und waren begeistert von dem Bericht über diese schöne 1.-Mai-Aktion. Die Stimmung unter den Gefangenen war hervorragend. Das Essen war weniger gut, ich hatte aber nichts anderes erwartet. In der Früh gab es einen dünnen Kaffee, allgemein genannt „Negerschweiß“, und dazu eine Schnitte Brot. Mittags gab es entweder Erdäpfelschmarren oder Hülsenfrüchte, am Sonntag ein kleines Stück Fleisch. Abends zumeist Tee und ein Stück Brot. Wegen des Essens gab es große Unzufriedenheit. Eines Tages beschlossen wir, deshalb Beschwerde einzulegen. Wir verfassten einen Beschwerdebrief, und dieses Schreiben überreichten wir dem Aufseher. Am nächsten Tag kam ein höherer Polizeioffizier und schnauzte uns an: „Ihr seid ja hier nicht in einem Sanatorium.“ Darauf beschlossen wir, sofort in den Hungerstreik zu treten. Es wurde darüber eine geheime Abstimmung durchgeführt, und diese brachte ein einstimmiges Ergebnis. Ein Sprecher wurde vorgeschlagen und gewählt, es war der älteste Häftling. Er überreichte dann dem Aufseher, als er morgens mit dem Frühstück kam, die schriftlich formulierten Forderungen. Keiner von uns rührte das Frühstück an. Wir forderten besseres Essen sowohl zu Mittag als auch am Abend, außerdem ausgedehnte tägliche Spaziergänge im Gefängnishof. Mittags kam der Aufseher

wieder mit dem Essen, und abermal verweigerten wir es. Am Abend des zweiten Tages wurde einem Genossen schlecht, der dann ins Spital gebracht wurde. Wir nahmen nur etwas Wasser zu uns und waren nun schon den dritten Tag im Hungerstreik. Es kam jetzt wieder der Offizier zu uns und versprach mit seinem Offizierswort, dass unsere Forderungen erfüllt werden würden. Damit hatten wir den Streik erfolgreich beendet. Es gab abends zum Brot immer ein Stück Käse oder Wurst, am Sonntag eine ganze Knackwurst. Auch die Spaziergänge im Hof wurden ausgedehnter. Nach einigen Tagen lernte man sich schon besser kennen und konnte mit diesem oder jenem Freundschaft schließen. So wurde ich mit dem Genossen Richard Herland bekannt. In der Folge hatten wir gute Gespräche geführt, und das hat meinen politischen Horizont wieder etwas erweitert. Es war für mich eine große Freude, als ich ihm nach 1945 wieder begegnete. Schließlich gingen die sechs Wochen vorbei, und als ich am 8. Juni 1934 entlassen wurde, waren die Kastanienbäume schon in voller Blüte.

Neue Aufgaben

Die Tatsache, dass ich zu sechs Wochen Polizeihaft verurteilt wurde, zeigte ganz deutlich, dass Österreich aufgehört hatte, ein Rechtsstaat zu sein. Es gab überhaupt keine Beweise für meine Tätigkeit, und ein Besuch bei einem Freund konnte nicht als Betätigung für eine verbotene Partei gewertet werden. Die Haft hat mich natürlich nicht entmutigt, eher bestärkt, den Kampf gegen den Faschismus fortzusetzen. Ich meldete mich sogleich bei meiner Kontaktperson. Aber ich musste vorsichtig sein, weil durchaus die Möglichkeit bestand, beschattet zu werden. Da gab es eine einfache Methode: Man ging nicht den geraden Weg, sondern schlenderte zunächst in die entgegen gesetzte Richtung, bog ein paar Mal ab und ging dann wieder ein Stück zurück. Man konnte da genau sehen, ob jemand folgte. Aber das genügt natürlich noch nicht. Wenn man in die Nähe des Zielortes kam, musste man die Prozedur nochmals wiederholen. Mein Kontaktmann meinte, dass ich zunächst etwas Urlaub machen solle, man wird mich rechtzeitig verständigen. Die Leitung wollte beraten, wo man mich am Besten einsetzen konnte. So hatte ich Zeit, mich um meine persönlichen Dinge wie u. a. die Arbeitslosenunterstützung zu kümmern und genoss die Zeit am Ziegelteich. Ich sollte zur Arbeitsvermittlung gehen, aber dort bot man mir keine offene Stelle an. Nach zwei Wochen Faulenzen bekam ich bereits das sehnsehntig erwartete Aviso zu einem „Treff“. Es war Genosse Lauscher persönlich, den ich traf, und nach einem längeren Gespräch über meine Haft sagte er: „Du hast jetzt schon einige Erfahrung, und die Leitung meint, du könntest als Instruktor der Stadtleitung nach Simmering gehen und dort mithelfen. Es gibt einige Genossen, organisiere diese in Zellen, sprich mit den Genossen und finde heraus, wem man für den Bezirk verantwortlich machen kann.“ Pepi gab mir dann noch ein paar Tipps und auch Adressen. Die betreffenden Genossen waren avisiert. Ich hatte mich unter dem Namen Seiler zu melden. Der Vorteil dieser Funktion bestand auch darin, dass ich nicht im eigenen Bezirk tätig sein musste, wo man mich kannte. Nach Simmering hatte ich einen langen Fußmarsch, bei dem ich alle Verfolger leichter abschütteln konnte. Ja, das war ein langer Weg bis zum Eisteich, aber für einen Marathonläufer kein Problem. Ich empfand dies als ein gesundes Training. Ich fand in diesem Bezirk sehr gute Aufnahme, und es waren auch lauter prima Genossen und noch mehr

Genossinnen da. Sie waren nicht nur in der Mehrheit, sondern auch äußerst intelligent. So wurde ich mit dieser Aufgabe sehr rasch fertig. Inzwischen erfuhr ich, dass meine Freunde Otto Brichacek und Berta Gratzl von der Partei nach Moskau auf die „Internationale Lenin-Schule“ geschickt wurden und zwei Jahre dort bleiben werden. Damit wurde auch die Wiener Leitung des KJV umgruppiert, und ich wurde in diese als I-Mann aufgenommen. Die I-Leute waren zuständig für die Verbindungs- und Kontaktarbeit zwischen den Gruppen und zur Leitung aber auch für Propagandatätigkeit. Josef Lauscher war der Obmann, Organisationsleiter (Orgleiter) war Otto Jirik, Massenmann war ein mir unbekannter Genosse, wir hatten ja alle einen Decknamen. Seine Aufgabe war, in Regierungsorganisationen sowie in Sportvereine Genossen zu platzieren, um diese Organisationen zu unterwandern. Meine Aufgabe bestand darin, die Verbindung der Stadtleitung mit den unteren Organisationen herzustellen, die Literatur und Flugblätter weiter zu geben und die Druckerei zu organisieren. Diese Funktion war nicht nur äußerst umfangreich, sondern auch sehr verantwortungsvoll. Lange Zeit ging alles gut und lief wie am Schnürchen. Doch eines Tages gab es eine gefährliche Panne. Wir hatten eine Sitzung der Stadtleitung. Ich besaß eine Monatskarte der Straßenbahn da ich ja in ganz Wien umher kam. Ich war schon spät dran, denn ich sollte vorher noch einen Bezirks „I-Mann“ treffen um ihm ein Paket Flugschriften zu übergeben. Leider kam er nicht, und so hatte ich eine volle Aktentasche Flugblätter, die ich vorne auf der Plattform beim Fahrer neben mir auf den Boden abstellte. Die Sitzung fand in einer Wohnung am Elderschplatz statt. Endlich angekommen, es war auch die Endstelle der Straßenbahnlinie A, eilte ich mit Riesenschritten Richtung Haus. Pünktlichkeit war oberstes Gebot. Kaum war ich beim Haus bemerkte ich, dass ich die Tasche stehen ließ. Mit noch größeren Riesenschritten lief ich zur Straßenbahn zurück. In der Aktentasche befand sich auch meine Monatskarte, mit Namen und Lichtbild versehen. Oh Schreck, wo ist die Tasche? Der Fahrer sah mich seltsam an und fragte: „Suchen Sie was?“ „Ja“, sagte ich, „ich hatte eine Aktentasche.“ „So, so“, sagte er, „und was ist denn drinnen?“, fragte er mich mit hämischem Grinsen. „Meine Monatskarte und Papiere“. „Und was für Papiere?“ fragte er unermüdlich. „No, meine Gedichte“, konterte ich schlussendlich. „Ah so, du bist ein Dichter?“ war dann seine Frage. „Gut geantwortet“, meinte er noch, „aber immer steht hier nicht ein Genosse.“ Dann nahm er seinen Mantel weg, den er über die Tasche gebreitet hatte und gab mir meine Aktentasche. Ich erzählte den Genossen diesen Vorfall und alle mussten lachen. Pepi sprach mit Augenzwinkern eine Verwarnung aus.

Meine Funktion war sehr interessant, weil ich auch den Umgang mit chemischen Tinten lernte. Wichtige Nachrichten wurden mit unsichtbarer Tinte geschrieben, die man mit speziellen Mitteln sichtbar machen konnte. Es gab auch die andere Methode mit Büchern. Diese wurde hauptsächlich in Verbindung mit Nachrichten ins und aus dem Gefängnis verwendet. Mit Hilfe eines Schlüssels wurden Buchstaben mit einem Punkt versehen. Bei Anwendung dieses Schlüssels konnte man diese Nachricht entziffern.

Für ein anderes pikantes Ereignis sorgte auch Pepi einmal. Wir sollten eine kurze Stadtleitungssitzung in einer I-Wohnung im 9. Bezirk abhalten. Der Wohnungsinhaber wurde knapp vor der Sitzung wegen akuter Erkrankung ins Spital gebracht. Da die Wohnung ganz in der Nähe der Elisabethpromenade war, meinte Pepi, wir könnten uns ja auf eine Bank gegenüber der Lisl setzen. Kein Mensch würde annehmen, dass

wir da eine illegale Sitzung abhalten. Es gab schon damals den Park entlang des Donaukanals. Da so schnell keine andere Wohnung zur Verfügung stand und wir ja nur das Notwendigste vereinbaren wollten (neuer Termin etc.), gingen wir auf diesen originellen Vorschlag ein. Aber kaum hatten wir uns niedergelassen, sah uns ein vorübergehender Passant, mit typischem Kiebererblick, komisch an und schritt auf die Lisl zu. Im Nu verschwanden wir in alle Richtungen. Aber so „lustig“ ging es natürlich nur selten zu. Wir mussten verdammt gut aufpassen, dass uns kein Fehler unterlief, denn die Behörden waren ja dazu da, uns Schwierigkeiten zu machen. Und so waren wir stets auf der Hut.

Putsch der Nationalsozialisten

Am 25. Juli 1934 besetzten die Nationalsozialisten, in Polizeiuniformen getarnt, das Bundeskanzleramt und stürmten das Zimmer des Bundeskanzlers. Dollfuß trat den Putschisten entgegen und wurde angeschossen. Man legte ihn auf ein Sofa und verweigerte ihm einen Arzt. Der Kanzler verblutete hilflos und starb. Gleichzeitig besetzte eine andere Gruppe der Putschisten die Radiostation Ravag, unterbrachen das Programm, und teilten die Machtübernahme durch die Nationalsozialistische Partei, sowie das Ableben von Bundeskanzler Dollfuß mit. Regierungstreue Truppen bereiteten aber dem Putschisten-Spuk ein rasches Ende. Jene, die an dem Putsch teilnahmen, wurden pardoniert und gingen nach Deutschland. Dort bildeten sie die „Deutsche Legion“. Nur die Rädelsführer und die am Mord an Dollfuß Beteiligten kamen vor Gericht. Es gab zwei Todesurteile und viele Hinweise, dass die Putschisten mit der deutschen Botschaft in Verbindung standen. Bei Gelingen des Putsches wäre Österreich schon im Jahr 1934 an Deutschland angeschlossen worden. Anstelle des ermordeten Dollfuß übernahm Dr. Kurt Schuschnigg die Stelle eines Bundeskanzlers. An der Politik hatte sich dadurch nichts geändert. Der neue Bundeskanzler setzte die Politik seines Vorgängers fort.

Ein russischer Agent

Mein Bruder Artur passte mich eines Tages, es war anfangs 1935, vor unserer Wohnung ab und informierte mich, dass die Polizei da gewesen wäre und ich mich dringend im Bezirkskommissariat melden. Er erzählte der Polizei, was wir in solchen Fällen vereinbart hatten, ich wäre nicht in Wien, sondern auf Arbeitssuche in die Steiermark gefahren. Wir besprachen in der Leitung, was zu tun sei. Es wurde der Beschluss gefasst, dass ich mich vorerst in ein Ausweichquartier begeben muss. Schon in der Vergangenheit bin ich von der Polizei für ein bis zwei Tage geholt worden, um Parolen von der Straße abzuwaschen oder Streuzettel aufzuklauben. Für diese Arbeit wurden immer politisch Vorbestrafte rekrutiert. Es schien mir aber diesmal etwas Anderes vorzuliegen, nur konnte ich mir nicht ausmalen, was es sein könnte. Nach einiger Zeit hatte ich meine Funktion einem anderen Genossen übergeben und wir vereinbarten, dass ich nun in das Kommissariat gehen sollte um zu sehen, was sie von mir wollen.

„Jetzt haben wir den Beweis, sie sind ein russischer Agent“, herrschte mich der Kommissar an. Dabei hielt er mir einen Briefumschlag unter die Nase, auf dem das Folgende zu lesen stand:

An den Führer der Gruppe Lenin
Friedrich Propst,
Laxenburgerstraße 94
Wien 10/Österreich

Ich musste hellauf lachen. „Das Lachen wird Ihnen gleich vergehen“, sagte der Kommissar und las mir ein paar Zeilen aus dem Schreiben vor. Darin hieß es unter anderem: „Lieber Genosse, wir haben soeben deinen interessanten Bericht über eure Aktivitäten gelesen und freuen uns über das, was ihr berichtet habt. Wir treffen bereits unsere Vorbereitungen zum 1. Mai und hätten gerne auch gewusst, welche Aktionen eurerseits geplant sind.“ In diesem Stil ging der Brief weiter. Der Kommissar las die obigen Sätze vor und fragte mich nun, was ich jetzt dazu zu sagen hätte. Natürlich klärte ich die Sache auf. „Es ist kein Geheimnis, dass ich eine Rote Falken Gruppe geführt habe. Alle Gruppen hatten einen Namen. Im Jahr 1933 haben wir einen Brief an die Pioniere nach Moskau geschrieben, um mit einer Kindergruppe in Briefwechsel zu treten. Wir versprachen uns dadurch eine Einladung zu einem Ferienaustausch. Das ist gewiss nichts Verbotenes und war außerdem im Jahr 1933, da waren die Roten Falken noch erlaubt. Also, von einem russischen Agenten kann keine Rede sein. Der Brief enthält sicher eine Absenderadresse, aus der hervorgeht, dass es sich um Pioniere, also um Kinder handelt“. Der Kommissar musste mir recht geben und entließ mich, nicht ohne die Bemerkung zu machen: „Da sieht man wieder, wie das Volk in Russland von deren Regierung im unklaren gehalten wird, was in der Welt vorgeht, sonst könnte ein solcher Brief gar nicht abgeschickt werden. Es gibt in Österreich keine Gruppe Lenin nicht (doppelte Verneinung), und in Moskau wird es bald auch keine geben“. Den ersten Teil seiner „weisen“ Ausführungen hätte ich zustimmen können, den zweiten Teil hatte ich allerdings für einen Wunschtraum gehalten. Somit war das Problem gelöst, und wir waren froh, dass es so gut ausgegangen ist.

Politischer Leiter Kreis II

Es wurde für die Stadtleitung schwierig, einen engen Kontakt mit den Bezirken aufrecht zu halten. Pepi wurde inzwischen in das Zentralkomitee berufen worden, und ein gewisser Janda wurde politischer Leiter der Stadtleitung. In der Zweiten Republik wurde er Justizminister in der Regierung Kreisky, es war Christian Broda. Orgleiter wurde der spätere Leiter der Arbeitsrechtsabteilung der Arbeiterkammer Eduard Rabofsky, I-Mann war „Lutscherl“, wer Massenmann wurde, weiß ich nicht mehr. Ich muss gestehen, dass mir zwar manche Ereignisse und Dinge sehr in Erinnerung geblieben sind, aber in manchen Fällen wäre es durchaus möglich, dass ich mich mit dem Datum etwas irre, und ich habe auch manche Namen nicht behalten. Es gibt aber eine Menge Polizeiakten über mich, und ich versuchte mich daran zu orientieren. Ich bitte deshalb um Entschuldigung, wenn ich manche Begebenheiten möglicherweise zeitlich vertauscht habe. Die Wiener Organisation des KJV wurde bei einer Reorganisation in sechs Kreise geteilt, wobei ich zum politischen Leiter des Kreises II

bestimmt wurde. In dieser neuen Funktion nahm ich den Decknamen „Huber“ an. Der Kreis II setzte sich aus den Bezirken 4, 5 und 10 zusammen. In jedem Bezirk gab es eine Bezirksleitung, und die politischen Leiter der Bezirke bildeten mit dem Kreisleiter die gesamte Kreisleitung. Ich übernahm auch gleichzeitig die Funktion eines Massenmannes für den Kreis. Der 1. Mai 1935 stand vor der Tür. Wir berieten, ähnliche Aktionen wie im Vorjahr durchzuführen. Es wurden die „Apparate“ hergestellt, mit deren Hilfe Transparente und Fahnen an die Oberleitungen der Straßenbahn oder Lichtleitungen befestigt werden konnten.

Es gab zu dieser Zeit eine große Arbeitslosigkeit, besonders unter der Jugend. Um die Jugend von der Straße wegzukriegen, wurden „Jugend in Not“- Heime eingerichtet. Das war die Vorstufe für „Jugend in Arbeit“, dem Arbeitsdienst. Auf Letzteres komme ich später zurück. In den „Jugend in Not“- Heimen gab es Spiele wie Schach, Halma, Mensch ärgere dich nicht und andere. Dort konnte man spielen, sich unterhalten und bekam nachmittags einen Kaffee und eine Schnitte Brot. Diese Heime waren zumeist ehemalige Lokale der SAJ (Sozialistische Arbeiterjugend) und der Roten Falken. Man dachte, dass dieses Angebot mit einer vaterländischen Erziehung verbunden werden könnte. Natürlich war dies ein Einfall eines Schwachsinnigen. Tatsächlich war das der Nährboden unserer Tätigkeit. Ich war im Lokal in der Hasengasse. Alle Lokale waren, wie gesagt, die Heime der SAJ und in Gemeindebauten. Wir waren dort mehrere Genossen, und hatten ganz schöne Debatten mit der Jugend. Auch die Mitglieder der ehemaligen Linksradikalen Jugendopposition waren da, jetzt waren sie bei den illegalen „Revolutionären Sozialisten“ (RS) organisiert. Es gab gute Diskussionen mit ihnen. Ich war befreundet mit Franz Probst, einem Bruder von Otto Probst, dem seinerzeitigen Verkehrsminister. Wir führten auch öfters gemeinsame Aktionen durch. Es muss aber auch gesagt werden, dass die „Vaterländische Front“, so nannte sich die faschistische Partei, in Österreich und ganz speziell in Wien wenig Anhang in der Bevölkerung hatte. Vor der Errichtung der faschistischen Diktatur hatte die Sozialdemokratie in Wien eine satte Zweidrittel-Mehrheit. Unsere Aktionen wurden daher mit Sympathie von der Bevölkerung getragen, und macht es verständlich, dass folgende Aktionen möglich waren:

Die „RS“ hatten ihr Zentrum offenbar in Margareten. Zumindest aus Erzählungen von Franz Probst konnte ich entnehmen, dass es Verhandlungen über gemeinsame Aktionen mit der KPÖ gegeben hatte. Wenn ich mich nicht irre, war auch Kreisky bei diesen Verhandlungen beteiligt, und das Ganze nannte sich „Siebener Ausschuss“. Ich schlug Franz vor, dass wir diese Aktion unterstützen sollten. Am 20. April 1935 war ein guter Anlass. Das Essen war ausgeblieben, und wir schlugen allen anwesenden Burschen vor, zum Margaretengürtel Richtung Eisenbahnerheim zu marschieren. Wenn ich mich richtig erinnere, wurde das Essen von dort geliefert. Jeder nahm einen Blechteller und einen Löffel in die Hand, und trommelnd marschierten wir, etwa 30 bis 40 Burschen, zum Gürtel. Gleichzeitig riefen wir immer wieder: „Wir haben Hunger.“ Am Gürtel kam uns bereits Polizei entgegen, und die meisten Burschen liefen davon. Ich war an der Spitze marschiert, und ich wurde mit noch einigen anderen Burschen festgenommen und auf das Polizeikommissariat Margareten gebracht. Dort wurden nur die Namen notiert, und alle mit Ausnahme von mir, durften nach Hause gehen. Auf Grund meiner Vorstrafe kam es zum Verhör. Ich erklärte, dass wir kein Essen bekamen und eben zur Ausgabestelle gehen wollten und das doch keine

regierungsfeindliche Demonstration sei. Ziemlich frech fragte ich den Kommissar, ob uns vielleicht die Regierung hungern lassen wollte. In diesem Fall wäre die Demonstration regierungsfeindlich. Für diese Aussage bekam ich drei Tage Arrest und ein Verbot, jemals wieder den 5. Bezirk zu betreten. Dann wurde ich entlassen und ging nach Hause. Schon am nächsten Tag aber, um 7 Uhr früh, wurde ich von zu Hause abgeholt und wieder nach Margareten gebracht. Dort wurde mir vorgehalten, ich hätte im 4. Bezirk, am Phorusplatz, eine rote Fahne auf einen Lichtmast gehisst. Ich wurde nach Wieden überstellt. Im Polizeibericht an das Bundeskanzleramt (Generaldirektion für die öffentliche Sicherheit), Staatspolizeiliches Bureau hieß es: „Am 24. IV. 1935 um 7 Uhr früh wurde der 19-jährige Handelsangestellte Friedrich Propst, X. Laxenburgerstraße 94, wh, angehalten, weil er auf dem Phorusplatz in Wien IV. Bez. einer kommunistische Fahne an einer Lichtleitung befestigt hatte.“

In einem weiteren Bericht heißt es in einem Nachtrag zum Situationsbericht vom 27. April 1935:

„Am 27. IV. 1935 um etwa 17 Uhrrotteten sich ungefähr 50 jugendliche Kommunisten nächst dem Gemeindebau in der Neilreichgasse im X. Wiener Gemeindebezirk zusammen, formierten einen Zug unter Vorantragung einer roten Fahne und sangen die Internationale ab. Sie bewegten sich gegen die Angeligasse und streuten während des Marsches kommunistische Flugschriften und Embleme. An der Kreuzung Neilreichgasse/Angeligasse traten ihnen zwei Wachebeamte des Wachzimmers Rudolfshügel entgegen und feuerten etwa fünf Alarmschüsse aus ihren Dienstpistolen ab. Die Demonstranten eilten auseinander und erwidereten das Feuer, indem sie ca. sechs Schüsse gegen die Wache abgaben. Von der Verstärkung herbeigeeilten Wache, welche die Schüsse der Demonstranten neuerdings erwiderete, wurden acht derselben festgenommen. Es konnte nicht festgestellt werden, dass jemand verletzt worden wäre. Waffen wurden bei den Angehaltenen nicht vorgefunden.“

Es versteht sich von selbst, dass von Seiten der Demonstranten keine Schüsse fielen und die zwei Wachebeamten, die zu Beginn Schüsse abfeuerten, die Hosen voll hatten. Die Polizisten brauchten aber für ihr Verhalten eine Begründung, deshalb die Behauptung, die Demonstranten hätten Schüsse auf die Polizei abgegeben. Das sind nur zwei Polizeiberichte von vielen Dutzenden, die das Bundeskanzleramt in dieser Woche erhielt. In ganz Wien und in vielen Städten in fast allen Bundesländern gab es anlässlich des 1. Mai Demonstrationen, Streuaktionen und Hissen von Transparenten und roten Fahnen.

Im Gefängnis Hermannngasse

Beim Verhör im Polizeikommissariat Wieden wurde mir derselbe Tatbestand wie in Margareten vorgehalten, nämlich, am Phorusplatz eine rote Fahne gehisst zu haben. Natürlich bestreit ich diesen Tatbestand. Man hielt mir auch vor, ich wäre der politische Leiter des Kreises II vom KJV und verantwortlich für alle Aktionen im 4., 5. und 10. Bezirk. Auch meinen Decknamen Huber hatten sie gekannt. Doch ich ließ mich nicht einschüchtern. Ich sagte dem Kommissar, er möge sich nicht von einem dummen Informanten in die Irre führen lassen. Es wäre besser, er würde diesen Geschichten-

erzähler hinter Schloss und Riegel bringen. Natürlich wollte man diesen Informanten nicht preisgeben und hatte nicht mit meiner Kaltblütigkeit gerechnet. Also wurde mangels an Beweisen keine Anklage erhoben, und trotzdem wanderte ich auf drei Monate in das Polizeigefängnis Hermannngasse. Soweit ich mich noch erinnern kann, waren die Gefängniszellen ähnlich jener der Hahngasse, wo ich meine erste Haft verbrachte. Es waren nur politische Gefangene der linken Gruppe, die Nazis waren in eigenen Zellen. Es gab daher auch interessante politische Vorträge, und glücklicherweise hatten wir bei uns den Hermann Langbein, den späteren Leiter der großen Parteischule. So war die Polizeihaft für mich eine willkommene marxistische Fortbildung. Die Zeit verging ziemlich rasch, und als ich entlassen wurde, war es bereits Hochsommer.

Kaum aus dem Gefängnis setzte ich meine Tätigkeit fort. Ich verbrachte anfangs viel Zeit während der schönen Sommertage, entweder am Ziegelteich mit meinen Genossen aus Favoriten, oder in der Lobau, wo hunderte junge Leute waren. Wir sangen und diskutierten, was das Zeug hielt. Viel diskutiert wurden damals die Moskauer Prozesse gegen Kamenjew und Sinovjew. Beide wurden zu Parteifeinden erklärt, und hatten Geständnisse über „ihren Verrat“ abgelegt. Für viele von uns war das unverständlich. Wir wussten aus der russischen Parteigeschichte, dass beide oft in Widerspruch mit Lenins Auffassungen kamen und deshalb ihre Funktionen verloren, später einsichtig wurden und in der Partei der Bolschewiki wieder eine Rolle spielten. Jetzt aber, so wurde von Seiten der russischen Partei begründet, befindet sich die Sowjetunion durch die Kriegsvorbereitungen Hitlers in einer kritischen Situation, und man müsste gegen Verräter auf der Hut sein. Das leuchtete vielen von uns ein. Doch als man beide zum Tode verurteilte, war ich innerlich von der Richtigkeit nicht überzeugt. Man hätte sie angesichts ihrer Geständnisse verbannen können, das war jedenfalls meine Meinung. Aber das Vertrauen zur Sowjetunion und ihrer Politik war stärker als alle Zweifel. Deshalb akzeptierte ich letzten Endes auch die Todesurteile. Man darf auch nicht vergessen, dass die Sowjetunion, durch die Machtergreifung Hitlers, tatsächlich sehr bedroht war, zumal die Westmächte Hitler durchaus freie Hand ließen, die Aufrüstung des Deutschen Reiches unbehindert fortsetzen zu können. Die absolute Treue zur Sowjetunion spielte daher in unserem Denken eine wichtige Rolle.

Fraktionelle Tätigkeit

Es gab in unserer Partei und im Jugendverband mehrere Druckschriften, die regelmäßig und natürlich illegal erschienen und verbreitet wurden. Die „Rote Fahne“, sie erschien wöchentlich, sowie die monatlichen Schriften, „Die Proletarier Jugend“ und „Weg und Ziel“ (das theoretische Organ). Diese Druckschriften wurden auf dünnem Papier gedruckt, über den I-Apparat verteilt und in die Organisation gebracht.

Eines Tages tauchte dem „Weg und Ziel“ täuschend ähnlich eine Zeitschrift mit dem Titel „Ziel und Weg“ auf, welche kritische Artikel zur Linie unserer Partei und zur Sowjetunion enthielt. Das war sehr beunruhigend, da eine fraktionelle, gegen die Partei die Partei gerichtete Tätigkeit gegen die Prinzipien der Parteistatuten verstieß und dies noch dazu in der Illegalität. Im Winter 1935/36 wurde von der Wiener Stadtleitung eine Wiener KJV-Konferenz einberufen, die in einer unbewirtschafteten

Schutzhütte auf der Rax abgehalten wurde. Teilnehmer waren die Mitglieder der Stadtleitung sowie sechs Kreispolleiter und ein Vertreter des Zentralkomitees. Außerdem war noch Bruno Furch dabei, der damals für die Arbeit mit Katholiken verantwortlich war und zu diesem Tagespunkt ein Referat hielt. Das politische Referat hielt Janda. Ich war überrascht, dass in seinem Vortrag viele seiner Formulierungen große Ähnlichkeiten mit den Artikeln von „Ziel und Weg“ hatten. Ich konnte es nicht lassen, diese Beobachtung und gleichzeitige Ablehnung seiner Ausführungen in meiner Diskussionsrede zum Ausdruck zu bringen. Es entstand eine peinliche Situation. Einige Genossen meinten, sie hätten das nicht so verstanden, andere wieder gaben mir recht. Beschlüsse zum politischen Referat wurden nicht gefasst. Einige Zeit nach dieser Konferenz hatte ich eine Aussprache mit Edi Rabofsky, der mir versicherte, dass Janda wegen dieser unterschiedlichen Auffassungen auf der Konferenz nicht böse auf mich sei. Ganz im Gegenteil, Janda würde es schätzen, wenn jemand offen seine Meinung sagt, insbesondere dann, wenn er nicht mit dem führenden Genossen einverstanden sei. Das zeigt Mut zum eigenen Denken. Als Beweis seiner guten Meinung über mich hatte Janda vorgeschlagen, mich auf zwei Jahre nach Moskau in die „Internationale Leninschule“ zu entsenden. Der Vorschlag wurde angenommen. Ich sollte meine Funktion innerhalb eines Monats übergeben und mich reisebereit machen. Man sagte mir, ich werde einen besseren Anzug brauchen, und dafür die nötigen Geldmittel auch bekommen. Janda persönlich werde mit mir einkaufen gehen, so Edi, und das verwirrte mich ein wenig. Ich wusste jetzt nicht, ob das stimmt was er sagte, oder ob die Absicht bestand, mich abzuschieben. Für die Lenin-Schule sollte ich eine kurze Biographie schreiben, mit meinem Eintrittsdatum in den KJV, meine Funktionen etc. und sie Janda bei einem Treff übergeben. Einige Tage später übergab ich den gewünschten Lebenslauf, und Janda betonte nochmals, es sei sein Vorschlag gewesen mich nach Moskau zu schicken und es wäre eine große Auszeichnung für mich. Ich werde gemeinsam mit einem anderen Kreispolleiter fahren.

Ich vermute, es war Ende März 1936, da fand in der Tschechoslowakei ein Parteitag statt, an dem Otto Brichacek, von Moskau kommend, teilnahm. In Moskau hatte er soeben das Studium auf dem Lenin-Institut beendet. Als er nachher in Wien eintraf, fragte ich ihn sogleich, was los sei, denn ich fühlte mich sehr verunsichert. Daraufhin berichtete er, dass tatsächlich Janda involviert oder gar der Herausgeber dieser fraktionellen Druckschrift war. Wo wurde diese Zeitschrift gedruckt und mit welchem Geld? Er wurde aus der Partei gemeinsam mit Edi Rabofsky und „Lutscherl“ ausgeschlossen. Pepi Lauscher bekam wegen mangelnder Wachsamkeit eine Verwarnung. Damit kehrte wieder Ruhe in die Organisation ein. Rabofsky wurde später wieder in die Partei aufgenommen. Sein Bruder wurde von den Nazis während der Hitlerherrschaft ermordet. Janda alias Broda war kurzfristig nach 1945 wieder Mitglied der KPÖ, die er aber bald verließ und sich der SPÖ zuwandte. In der Kreisky-Regierung wurde er wie bereits erwähnt Justizminister „Lutscherl“, dessen wirklichen Namen ich nie erfuhr, war als Wiener I-Mann für die Verteilung der Literatur verantwortlich und vermutlich auch für „Ziel und Weg“. Er wusste wahrscheinlich auch die Anschrift der zentralen I-Stelle. Er ist für mich verschollen, ich habe nie mehr von ihm gehört. Nach Moskau zum Studium auf die Internationale Lenin-Schule bin ich nie gekommen, denn ich wurde bald danach am 12. Mai 1936 verhaftet. Diesmal war es eine ernste Sache, wie ich allerdings erst nach 1945, durch Einblick in die

Polizeiakten, ersehen konnte.

Anhaltelager Wöllersdorf

Es war 6 Uhr früh am 12. Mai 1936. Meine Mutter zitterte am ganzen Körper, als sie, gefolgt von zwei Männern, in mein Kabinett eintrat. Ich war noch im Bett. Die Herren zeigten mir ihre Polizeimarke und sagten nur: „Staatspolizei, stehen Sie auf!“ Ich sprang aus dem Bett, zog mich rasch an und fragte, was man von mir wolle. Darauf die Polizei: „Das erfahren Sie auf dem Präsidium, jetzt müssen wir hier zunächst eine Hausdurchsuchung vornehmen. Machen Sie keine Schwierigkeiten und legen Sie alle Materialien, Waffen und was Sie sonst noch an verbotenen Dingen haben, auf den Tisch.“ In meinem Raum gab es außer dem Bett noch einen Kasten, einen großen Tisch und zwei Stühle. Der Tisch hatte eine große Lade, und in dieser lagen Essbesteck, Servietten und anderes Klumpert. Wenn man diese Lade herauszog, hätte man an beiden Seiten ein Geheimfach finden können, welches mir ein Genosse, der Berufstischler war, angefertigt hatte. Dort bewahrte ich stets meine Literatur auf. Wenn ich sie gelesen hatte, gab ich sie weiter. An diesem Tag hatte ich im Fach einige Zeitschriften. Ich stellte mich auffällig vor den Kasten und sagte: „Sie brauchen nicht zu suchen, ich habe nichts Verbotenes.“ Darauf drängte mich der Kriminalbeamte weg vom Kasten und schrie mich an: „Behindern Sie nicht unsere Arbeit!“ Er öffnete den Kasten und warf alles heraus an Kleidung und Wäsche. Meine Bücher hatte ich in Zeitungspapier eingebunden. Diese befanden sich auf einer Stellage, welches an der Wand befestigt war. Die Bücher sah er gar nicht an. „Bitte, hier habe ich noch mein Essbesteck, wenn Sie das überprüfen wollen“, sagte ich und zog die Tischlade etwas heraus. Ich dachte, man muss offensiv sein, da erreicht man mehr. Und so war es auch. „Spielen Sie keinen Wurschtel hier, wir kennen Sie schon“, sagte der Kieberer, und dann packte er mich am Arm und sagte: „Ab geht's ins Präsidium.“ Im Präsidium angekommen wurde ich einem höheren Kommissar übergeben. Es war dies der berüchtigte, spätere Gestapo-Kommissar Berger und bekannt für seine Folter.

Das Präsidium befand sich damals am Schottenring 25. „Na also, da ham ma ihm ja“, mit ungefähr diesen Worten wurde ich vom Berger empfangen. Dann begann er mir aufzuzählen, was ich in meinem Lebenslauf geschrieben hatte. Seit wann ich im KJV bin, meine verschiedenen Namen und Funktionen. Ich dachte sofort an einen Verrat. Aber zu meiner Überraschung gab es eine Wendung. Ich erwartete, dass er mir mein Papier unter die Nase hält, so war es aber nicht. Berger war kein primitiver Mensch, was seine Verhöre betrafen. Er sagte mir, nachdem ich alles bestritten hatte und mit meiner Masche aufwartete, diese Informationen sind entweder ein Racheakt an mich oder eine bewusste Irreführung der Kommunisten, die die Polizei auf eine falsche Fährte bringen wollen: „Mit mir kannst net so reden“, und schon hatte ich eine Watschen, dass ich zu Boden stürzte. Ich blieb liegen. Da bekam ich einen Fußtritt und ich stand wieder. Darauf neuerlich eine Watschen und ich sagte: „Was wollen Sie, ich kann doch nicht etwas gestehen was nicht stimmt. Sagen Sie mir, von wem Sie diese Nachricht haben, dann kann ich Ihnen Bescheid geben.“ Und jetzt kam die Überraschung: „Also, gut“, sagte er, „wir haben ein volles Geständnis deiner Freundin.“ Bei der Polizei ist es meist üblich, egal wie alt man ist, mit du angesprochen zu werden. „Ich habe keine Freundin im Sinne einer Geliebten und habe auch bisher

keine gehabt. Jetzt möchte ich aber diese Person sehen, dann wird sich endlich die Wahrheit herausstellen“, sagte ich. Und darauf ging er ein: „Bringen Sie die Rosa Buchberger“, sagte Berger zu einem anderen Beamten. Diese Genossin wurde offenbar auch im Nebenzimmer verhört, denn in wenigen Sekunden war sie da. Ein ungemein hübsches Mädchen, etwa 17 Jahre jung, Bubikopffrisur und großer Busen. Ich sagte sofort: „Herr Polizeirat, ich habe dieses Mädchen noch nie gesehen und muss zugeben, wenn ich die Möglichkeit gehabt hätte und sie mich auch mag, wäre das ein Mädchen, in das man sich verlieben könnte!“ Dieser Gefühlsausbruch meinerseits war echt, das konnte ein Blinder sehen. Das Mädchen schmunzelte über meine Worte, aber sie sprach kein Wort. „Ich bitte Sie, Herr Polizeirat, fragen Sie sie doch. Sie soll es sagen“, bat ich den Kommissar. Er aber sagte nur zu dem anderen Beamten: „Führen Sie die Person ab.“ Ich war sprachlos. Warum sagte sie nichts? Wer war sie? Arbeitete sie bei der Polizei, nein, das wäre Unsinn. Viele Fragen stürzten auf mich ein. Ich wusste keine Antwort. Sie hatte den Auftrag, kein Wort zu sagen, das reimte ich mir zusammen. Auch ich wurde abgeführt, Polizeirat Berger hatte daneben gehauen. Er erhoffte sich durch die Gegenüberstellung etwas, was nicht eintrat.

Ich hatte keine Ahnung, um was es ging. Ich wurde auf die Elisabethpromenade gebracht und in eine Einzelzelle gesperrt. Dort blieb ich zunächst etwa 14 Tage ohne weiteres Verhör. In der Einzelzelle war es dunkel, ich hatte nichts zum Lesen, und die Zeit verging nicht. Dann plötzlich kam der Aufseher mit einem Häftling und sperrte diesen zu mir ein. Mich holte er auf den Gang und sagte, ich solle auf den Häftling aufpassen, er könnte Selbstmord begehen. Na gute Nacht, dachte ich mir. Aber gleichzeitig erinnerte ich mich an die „10 Gebote“ eines Häftlings: Nie zuviel reden und immer daran denken, es könnte ein „Lauscher“ sein. Als ich die Zelle betrat, stellte er sich sofort vor. Ich habe seinen Namen vergessen, ich vermute, dass er Jäger hieß. Er sagte, er wäre der Gauleiter von Wien, und mit weinerlicher Stimme meinte er, dass es besser wäre, er bringe sich gleich um, denn er erwarte sowieso die Todesstrafe. „Die wissen alles von mir, so ein Unglück“, schluchzte er. So wie er aussah und sein Verhalten, ich konnte mir einen solchen Gauleiter beim besten Willen nicht vorstellen. Ich hatte eher den Eindruck, dass er ein Schauspieler war. Ich sagte: „Du hast recht, warum warten, bis die dich aufhängen. Mache das aber wenn ich schlafe, sonst muss ich nach dem Aufseher klopfen.“ Es fing an, interessant in der Einzelhaft zu werden. Dann warf er sich aufs Bett und fing zu weinen an. Diese Geschichte klingt, so wie ich sie jetzt niederschreibe, wie erfunden. Aber es hat sich wirklich so Ende Mai 1936 in der „Lisl“ zugetragen. Später legte ich mich dann aufs Ohr und schlief den Schlaf der Gerechten. Am nächsten Morgen, war mein erster Blick auf das Bett des vermeintlichen Selbstmörders. Er hatte sich aber nicht umgebracht. Er war frisch und ausgeschlafen und fragte mich, warum ich eigentlich da sei. „Das weiß ich selber nicht“, sagte ich. „Na ja, aber man muss dir doch was vorgeworfen haben“, erwiderte er. „Ja das stimmt, ein hübsches Mädel, welches ich noch nie im Leben sah, soll meine Geliebte sein, aber das stimmt nicht“. „Und deshalb haben sie dich eingesperrt, das ist aber schon recht komisch“, meinte er. „Komisch“, pflichtete ich ihm bei und er erwiderte: „Aha, die ist vielleicht schwanger und will Alimente von dir.“ „Ist leicht möglich“, damit war zunächst das Gespräch beendet. Nach einer Weile fing er wieder an: „Meinst, soll ich alles abstreiten beim Verhör?“. „Das würde ich nie tun. Wenn die eh alles wissen, dann ist es am Besten, du zeigst dich reumüdig und gibst alles zu.

Dann kriegst vielleicht eine Begnadigung.“ Jetzt hatte ich doch den Eindruck, dass dieser Mann mich nur aushorchen wollte. Ich sagte abschließend noch: „Ich habe jetzt 14 Tage Ruhe gehabt, du nervst mich. Hör auf zu reden, ich habe meine eigenen Sorgen.“ Nach einer Weile wurde er zum Verhör geholt und kam nicht mehr in meine Zelle zurück. Ich musste noch einige Tage warten, bis ich neuerlich zum Verhör geholt wurde. Man ließ mich offensichtlich „dunsten“. Polizeirat Berger war diesmal ruhig und höflich. „Na ist dir inzwischen was eingefallen?“ fragte er mich voller Erwartung. „Ich weiß nicht was mir hätte einfallen können“ war meine Antwort. „Uns ja“, sagte Berger, „du kommst sechs Monate nach Wöllersdorf, vielleicht fällt dir dann was ein. „Abführen!“, so schrie er den Wachebeamten an. Jetzt ist alles vorbei, dachte ich mir. Kein Verhör mehr, und die sechs Monate werden auch vorübergehen. In der schriftlichen Ausfertigung des Urteils stand: Sechs Monate Anhaltelager, jederzeit verlängerbar. Ich war schon sehr gespannt, was mich in Wöllersdorf erwartet. Aber es vergingen noch viele Tage Einzelhaft, bevor ich zum Abtransport gerufen wurde. Ich verbrachte insgesamt einen Monat in Einzelhaft.

Wöllersdorf liegt unweit von Wr. Neustadt. Das Lager bestand aus mehreren Baracken, welche von einem mehrfachen Stacheldraht umgeben waren. Die Bewachung erfolgte durch die Ostmärkischen Sturmscharen. Sobald ich die mir zugewiesene Baracke betreten hatte, wurde ich umringt von mehr als 20 Personen, die naturgemäß sofort alles wissen wollten. Aber ein hagerer älterer Mann, offensichtlich der Saal-Chef, sagte: „Lasst doch dem Genossen erst einmal seinen Ranzen aufs Bett legen“, dabei zeigte er mir mein Bett. Wir hatten alle ein festes Feldbett, wie beim Barras, zwei Decken und einen Polster. Es war ein großer langer Saal, ich schätzte an die 25 Betten rechts und links. In der Mitte lange Tische von einem Ende zum anderen und davor Bänke. Es gab Baracken mit Nazis, diese aber waren von uns getrennt. Kommunisten und Sozialisten waren, soweit ich mich richtig erinnere, in einer Baracke gemeinsam untergebracht. Dann begrüßte mich ein groß gewachsener Genosse, es war Genosse Franz Honner vom Zentralkomitee. Auch ich stellte mich vor, erzählte über meine lange Einzelhaft und war froh, nun in großer Gesellschaft zu sein. Ich schilderte, was mir vorgeworfen wurde und dafür natürlich keine Beweise vorlagen. Auch die Geschichte mit dem Mädchen und wie komisch diese Sache war. Honner fragte mich, ob ich das Mädchen beschreiben könne oder mir den Namen gemerkt hätte. „Ja, sie heißt Rosa Buchberger.“ Kaum hatte ich diesen Namen ausgesprochen, schrie einer der anwesenden Genossen: „Wos host g'sogt, Rosa heißt sie?“ „Das ist doch meine Tochter, ist sie verhaftet?“ wollte er wissen. Ich erzählte diesem Genossen alles, was ich wusste und beruhigte ihn auch in Hinsicht darauf, dass ich keine Spuren einer Folterung bei ihr sah. „Sie war sehr ruhig, sprach kein Wort und musste nur über meine Antworten, die ich dem Polizeirat Berger gab, schmunzeln“. Der Genosse hatte sich daraufhin beruhigt und sprach über seine Tochter, dass sie nicht auf den Mund gefallen sei und ziemlich keck sein kann. Sie sei auch im KJV tätig und das Kind aus der ersten Ehe seiner Frau sei. Er selbst heißt nicht Buchberger, sondern Brunner.

Nach und nach lernte ich alle Genossen kennen. Es waren die höchsten Funktionäre unserer Partei anwesend. So traf ich unter anderem die Genossen Friedl Fürnberg, Friedrich Hexmann, Erwin Puschmann und viele andere hervorragende Genossen. Fürnberg und Honner gelang es einige Monate später, mit Hilfe eines bestochenen

Sturmschärlers, aus Wöllersdorf zu entkommen. Genosse Puschmann, ein intelligenter und lustiger Geselle, wurde von den Nazis am 7.1.1943 leider hingerichtet. Er war ein führender Funktionär unserer Partei und der Hauptangeklagte beim Prozess gemeinsam mit der Architektin Genossin Margarete Schütte-Lihotzky. Angesichts solch vieler anwesender höherer Funktionäre verstand es sich von selbst, dass täglich vormittags und nachmittags Seminare abgehalten wurden. Zwischendurch gab es Sport und Erholungspausen. Ich hatte das Gefühl, mich auf einer politischen Hochschule zu befinden. Das Morgenturnen machte ich zur Pflicht, um den Körper in Schwung zu halten. Die sechs Monate in Wöllersdorf waren die wichtigste Grundlage für meine politische Bildung. Trotzdem bedauerte ich, dass ich es wegen dieser Verhaftung versäumt hatte, die Lenin-Schule zu besuchen.

Ich denke es war im Dezember 1936, da gab es eine Amnestie, hauptsächlich für die Nazi-Putschisten. Aber um den Anschein der Gleichbehandlung zu wahren, ließ die Schuschnigg-Administration auch einige „linke“ Gefangene frei. Meine Strafe, die auf Zeit ausgesprochen wurde, lief endlich ab, und ich kam frei. Genosse Brunner gab mir seine Adresse, um seiner Familie Grüße ausrichten zu lassen und mir die Gelegenheit zu geben, seine Rosl kennen zu lernen. Wir hofften, dass sie sich auch bereits in Freiheit befand. Über diese überaus interessante Begegnung will ich noch ausführlich berichten. Doch vorerst zu dem, was ich nach 1945 in den Polizeiakten über meine Verhaftung erfahren hatte.

Wie ich mir gedacht hatte, erfuhr die Polizei durch einen Informanten die Adresse der zentralen I-Stelle. Leider geht aus den Berichten nicht hervor, wer dieser Informant war. Dort wurde in einer Aktentasche verschiedenes Schriftenmaterial gefunden. Vermutlich auch mein Lebenslauf, möglicherweise schon umgeschrieben, sonst hätte man mir dies sicher vorgehalten. Eine Schriftprobe von mir wäre der Beweis gewesen. Es gab in diesem Zusammenhang viele Verhaftungen in ganz Österreich. Die meisten dieser Genossen sind in einem Monsterprozess des Hochverrates angeklagt worden. Ähnlich, wie mir seinerzeit bei Otto Jirik, erging es Genossen Redlinger, der die Wohnung betrat, als soeben Polizei da war und die Hausdurchsuchung durchführte. Aus dem Polizeiprotokoll geht hervor, dass er auf Befragung sagte, er habe gehört, dass man hier ein Zimmer mieten könne und fragen möchte, wie viel die Miete beträgt. Natürlich nahm man ihm den „Schmäh“ nicht ab, zumal man bei ihm in der Rocktasche verschiedenes Material fand. Interessant zu lesen war auch, was über Rosa Buchberger stand. Sie wurde verhaftet, weil in der vorgefundenen Aktentasche auf der Innenseite des Verschlusses ihr Name und Adresse stand. Sie behauptete, dass das ihre Schultasche gewesen war und sie später für andere Zwecke (Badetasche) verwendete. Diese Tasche, sei ihr dann abhanden gekommen. Rosa wird aber in diesem Polizeibericht als „überaus fanatische, polizeibekannte Kommunistin“ beschrieben. Eine Riesenschlamperei, dass man bei Verwendung ihrer Tasche diese Anschrift nicht entfernt hatte! Was mich betrifft, so steht im Polizeibericht folgendes:

„Bezüglich Friedrich Propst ließ sich ein Zusammenhang mit der vorliegenden Amtshandlung, insbesondere eine unmittelbare Verbindung mit Wildpanner (der Hauptangeklagte) bisher nicht nachweisen. Da er jedoch bereits in den Jahren 1934 und 1935 zweimal wegen Betätigung für die Kommunistische Partei mit sechs Wochen, beziehungsweise drei Monaten Arrestes bestraft wurde und nach

vorliegenden Informationen sich auch dermalen wieder als politischer Leiter des Kreises II des Kommunistischen Jugendverbandes, sowie als so genannter „Massenmann“ unter dem Decknamen „Huber“ betätigt, wird gegen ihn nach den Bestimmungen des Anhaltegesetzes vorgegangen werden.“

Ich war überaus gespannt, als ich die Rosenhügelstraße hinauf ging und bei Nummer 168 die Glocke betätigte. Es öffnete mir eine ältere Frau, und ich wusste sofort, dass ist die Mutter von der Rosl. Ich stellte mich vor und sagte, ich käme soeben aus Wöllersdorf und bringe Grüße von ihrem Gatten. „Rosl, Rosl, komm` schnell“, schrie sie, „schau wer da ist.“ Da erschien meine „Geliebte“ wie ein Blitz und fiel mir um den Hals. Sie küsste mich recht herhaft und dann lachten wir alle -- Rosl, ihre Mutter und auch ich. „Bist du jetzt meine Geliebte“, fragte ich zum Spaß. „Wenn du willst, ja“, sagte sie und strahlte über das ganze Gesicht. Und so war es, Rosa Buchberger wurde meine erste Geliebte. Da plötzlich tauchte eine zweite Rosa auf, sie hatte eine Zwillingsschwester, und die beiden waren nur schwer zu unterscheiden. „Was ist da los?“, fragte sie. Ich war geschockt, als sie sagte, „**ich** bin doch die Rosa“. Da mischte sich aber die Mutter ein und sagte: „Lasst doch den armen Burschen in Ruh`, der kommt gerade aus Wöllersdorf.“ Da entschuldigte sich die „zweite“ Rosl, gab mir die Hand und sagte: „Ich heiße Lisl und bin die um eine Stunde jüngere Zwillingsschwester.“ Rosl erzählte mir dann, dass sie den Freund von Lisl dauernd am Schmäh halten, weil er sie nicht unterscheiden kann. Mit mir werdet ihr das aber nicht machen, dachte ich mir und stellte beide nebeneinander. Ich konnte aber tatsächlich keinen Unterschied erkennen. Beide hatten das Gleiche an, und ich fand weder im Gesicht noch bei Betrachtung des Körpers einen Unterschied. Beide hatten die gleiche Frisur, einen Bubikopf und einen gleich großen Busen. Da verriet mir dann Rosi das einzige Erkennungszeichen: Wenn man die Mädchen vom Profil her anschaute, hatte Rosi eine etwas konkav geschwungene Nase, während die Lisl ihre Nase eher etwas konvex hatte. Da die Nase aber klein war, musste man schon sehr genau hinschauen. Damit hatten sich die beiden bei mir gleich gut eingeführt. Wir hatten natürlich eine Menge zu erzählen, und die Zeit verging schnell. Ich vereinbarte mit Rosi, dass ich am nächsten Tag wieder komme und machte mich auf den Weg nach Hause. Natürlich zu Fuß, denn Geld hatte ich keines. Es dauerte eine ganze Stunde, so weit wohnten wir auseinander.

Meine Mutter und die Geschwister waren froh, mich wieder zu sehen, und natürlich sagte meine Mutter: „Jetzt gib aber endlich Ruh` mit der Politik, du bringst dich ja selbst ins Grab.“ Ich erzählte, wie es mir ergangen war und dass ich mich dreimal pro Woche beim Bezirkskommissariat melden muss. Das bedeutete praktisch Hausarrest, zumindest konnte ich keine längere Bergtour machen. Später wurde die Meldepflicht auf zweimal pro Woche reduziert, und ich musste zudem nicht mehr in das von meinem Wohnort ziemlich weit entfernte Bezirkskommissariat gehen, sondern nur bis zur nächstgelegenen Wachstube. Über meine Rückkunft informierte ich sogleich Otto Brichacek, und bat ihn, mich bald politisch einzusetzen, weil ich doch Betätigung brauche. Gleichzeitig schlug ich vor, mich möglichst in den Kreis III zu entsenden. Dieser Kreis umfasste die Bezirke 12, 13, 14 und 15. Ich wäre da mit Rosa beisammen, die im 12. Bezirk tätig ist. Das traf sich gut, weil man gerade für diesen Kreis einen politischen Leiter benötigte. Ich bekam aber eine Woche Urlaub, um meine persönlichen Sachen, wie jene beim Arbeitsamt und andere Dinge, in Ordnung zu

bringen. Das Arbeitsamt vermittelte mich zu einer Spielzeugfirma als Verpacker, aber ich erwies mich als eine Niete und wurde nicht genommen.

Politischer Leiter Kreis III

Diese eine Woche Freizeit bis zur Übernahme meiner neuen Funktion nützte ich und ließ mir zunächst von Rosi erzählen, was so los ist im 12. Bezirk. Sie wohnte ja eigentlich nahe der Grenze zum 13. Bezirk und hatte Freundinnen, die dort wohnten. So wusste sie ziemlich gut Bescheid über beide Bezirke. Es gab im 13. Bezirk eine Zelle, die vom Genossen Zimmermann geleitet wurde. Im 12. Bezirk war mehr los. Da gab es auch einen Jugendschutzbund, eine Gruppe junger Sozialisten, die sich aber nicht zu den Revolutionären Sozialisten zugehörig fühlten, sondern Kontakt mit dem KJV hatten. Bei den Eisenbahnerhäusern gab es eine KJV Gruppe und eine am Wienerberg. Im 14. Bezirk hatten wir eine Gruppe in Breitensee, im 15. Bezirk eine auf der Schmelz, und es gab noch zwei weitere Gruppen. Rosi und ich formierten eine Gesangsgruppe, die mit Gitarren ausgerüstet in den Gemeindebauten Arbeiterlieder sangen. Bei den Ausgängen hatten wir Posten aufgestellt, die uns rechtzeitig warnen sollten, wenn Polizei auftauchte. Die Leute sahen beim Fenster heraus, und ich hielt eine kurze Ansprache und bat um Unterstützung für unseren Kampffonds. Wir bekamen ziemlich viel Geld, in Papier eingewickelt, in den Hof geworfen. Wir bearbeiteten so ziemlich alle Höfe der Gemeindebauten, und es war sehr ermutigend zu sehen, mit welchen Sympathien wir bedacht wurden. Es gab regelmäßige Zusammenkünfte der Gruppen, die mit Schulung und Vertrieb unserer Literatur bzw. mit Streu- und Schmieraktionen in Erscheinung traten.

Mit Rosi war es schön zu arbeiten, und unsere Beziehung nahm ernsteren Charakter an. Ich war ja auf sexuellem Gebiet noch unerfahren, hatte aber natürlich alle einschlägigen Bücher meiner Zeit gelesen. Rosi drängte darauf, meine Mutter und Geschwister kennen zu lernen, und so lud ich sie eines Tages zu mir ein. Meiner Mutter dürfte sie gefallen haben, weil sie meinte, ich müsste ihr ja etwas aufwarten und stellte Kekse zur Verfügung. Ich führte Rosi in mein Kabinett und gab ihr ein Buch zum Anschauen, während ich den Tee zubereitete. Als ich mit dem Tee ins Zimmer trat, lag Rosi splitternackt am Rücken liegend auf meinem Bett. Ich war geblendet von ihrer jugendlichen Schönheit und den ungemein weiblichen Formen ihres Körpers. Beinahe wäre mir die Tasse mit den Teehäferln aus der Hand gefallen. Sie zog mich zu sich, und ich musste an Goethe denken: „Bald zog sie ihn, bald sank er hin...“ Es war mein erstes sexuelles Erlebnis. Rosi war erst 16, aber sie hatte schon vorher einen Freund und wusste, was zu machen war.

Da die Organisation beinahe von selber „lief“, war für mich nicht so viel zu tun. Jeder Bezirk hatte seinen verantwortlichen Polleiter. So versuchte ich in Absprache mit der Stadtleitung etwas Neues. Ich meldete mich bei „Jugend in Arbeit“ an. Diese Organisation entsprach nicht dem deutschen Arbeitsdienst und war nicht so militärisch wie bei den Deutschen. Gegen ein kleines Entgeld, wie beim Barras, mussten arbeitslose Jugendliche arbeiten. Man wohnte weiterhin zu Hause und ging tagsüber zur Arbeitsstelle. Es gab einige offene Stellen zur Auswahl. Ich kam zunächst in die Schneiderei. Dort lernte ich auf der Nähmaschine Uniformkragen absteppen. Natürlich

befreundete man sich untereinander, und bald hatte ich gute politische Kontakte geschlossen. Sobald es eine fest eingeschworene Gruppe gab, ließ ich mich versetzen und begann von Neuem. Zuletzt meldete ich mich zum Straßenbau. Auch dort war bald ein guter Kontakt vorhanden. Wie schon in den vorigen Stellen sorgte ich dafür, dass es einen Art Betriebsrat gab. Wir nannten ihn Sprecher der Truppe. In der Zentrale der Organisation gab es einen Mann, der mir gut gesinnt war, weil ich bei der Arbeit großen Eifer zeigte. Eines Tages sprach ich ihn darauf an, dass man doch der Jugend mehr Anreiz bieten sollte. Es müsste ein besseres Essen geben und vor allem eine bessere Entlohnung. Der österreichische Arbeitsdienst „Jugend in Arbeit“ war kein Zwang, sondern basierte darauf, dass die jugendlichen Arbeitslosen sich doch etwas verdienen wollten. Das Angebotene war aber zuwenig. Also versuchte ich, die Jugend dafür zu bewegen, dass sie etwas unternimmt. Mit Einverständnis des Arbeitsdienstes ging ich in die Arbeitsstellen. Wir wählten eine achtköpfige Delegation, um beim Sozialminister Dobretsberger vorzusprechen. Dieser hatte uns tatsächlich empfangen und in sein Sprechzimmer geführt. Ich konnte dann im Namen aller Mitglieder von „Jugend in Arbeit“ aufzeigen, dass Tausende junge Menschen ohne Arbeit sind und in ihrer Verzweiflung bereit sind, für wenige Groschen Schwerarbeit beim Straßenbau zu leisten. Das sei keine Jugendpolitik! Wir verlangten, dass die Regierung mehr zu tun, damit die Jugend eine Berufsausbildung bekommt und auch nach der Lehrzeit weiterhin arbeiten kann. Darüber hinaus verlangten wir, die Hinaufsetzung der Entlohnung bei „Jugend in Arbeit“ und besseres Essen für die Beschäftigten beim Straßenbau. Zu meiner Überraschung hatte Minister Dobretsberger sehr positiv reagiert. Er freue sich über diese Delegation, er denke auch so und versprach, sich ernsthaft für unsere Forderungen einzusetzen. Er ließ aber durchblicken, dass er leider in dieser Regierung nicht viel Mitsprachemöglichkeit hat. Wir berichteten in allen Arbeitslagern über diese Unterredung. Auch „Die Proletarierjugend“ schrieb einen Bericht über den Kampf der Jugend in den Werkstätten der „Jugend in Arbeit“-Organisation. Dobretsberger traf ich nach dem Krieg als einen der Partei nahe stehenden Politiker wieder. Aber was weiter mit ihm geschah, weiß ich nicht, ich hatte ihn aus den Augen verloren.

Probleme über Probleme

In der Sowjetunion fanden wieder Prozesse statt. Diesmal wurde beinahe der ganze Generalstab abgesetzt und der oberste Befehlshaber, General Tuchatschevsky, wurde in einem rasch durchgeföhrten Prozess zum Tode verurteilt und hingerichtet. Man sagte uns, dass die Gegenspionage entdeckt hätte, dass General Tuchatschevsky im Bunde mit dem deutschen Militär stand und wegen der eminenten Gefahr sofort gehandelt werden musste. Natürlich war dies die Version der Sowjetregierung, aber wir hatten ja keinerlei Einblick, daher konnten wir uns dazu gar kein Urteil bilden. Aber wir waren etwas verwirrt, weil wir uns vor allem fragten, wieso es möglich ist, dass so hohe Funktionäre, die ja gewiss auch Parteimitglieder und auch „geeicht“ waren, zu Verrätern werden konnten. Es bedrückte uns die sofortige Hinrichtung, es könnte auch ein falscher Verdacht sein. Aber dann sagte ich mir, die sind doch keine Idioten und werden doch nicht knapp vor einer kriegerischen Auseinandersetzung mit Deutschland ihre besten Leute umbringen. Also kam ich letzten Endes zum Schluss, dass es keinen Sinn macht, in dieser ernsten Situation herumzusinnieren.

Es gab aber Genossen, die sich damit nicht zufrieden gaben und dazu gehörte auch Rosi. Immer wieder sprach diese Frage an, aber das half nicht unserem Kampf. Wir hatten keine Möglichkeit, dies zu ändern und konnten auch nicht mit den antisowjetischen Wölfen im Chor heulen. Solche Diskussionen trugen meiner Meinung nur dazu bei, unseren Kampfgeist zu dämpfen. Diese Differenzen arteten aber leider aus und führten zum Bruch unserer Freundschaft. Rosi wollte mir dann eins auswischen und kreuzte plötzlich mit ihrem Ex-Freund auf. Sie wollte mich damit bloßstellen. Wie immer es sei und wer immer Schuld hatte, ich war deswegen sehr traurig. Welche Konsequenzen hätten wir damals in dieser Frage treffen sollen?

Zur politischen Lage

Angesichts der Machtergreifung Hitlers in Deutschland und seinen kriegerischen Ambitionen war es ein Gebot der Stunde, alle Kräfte in jedem Land zu mobilisieren, um dem Faschismus Einhalt zu gebieten. Die Politik der Kommunistischen Internationale war daher auf eine „Volksfront“- Politik ausgerichtet. In Deutschland hatte man vor dem Jahr 1933 noch nicht diese Erfahrung. Dieser Umstand hat die Machtergreifung Hitlers begünstigt. Anders verlief es vorerst in Spanien. Dort siegte eine Volksfront-Regierung und in Frankreich gab es die Regierung des Sozialdemokraten Daladier. In Österreich entwickelte der Kommunist Alfred Klahr eine wissenschaftliche Analyse, in der er den Nachweis erbrachte, dass sich Österreich seit dem Ausschluss aus dem Deutschen Bund zu einer eigenen Nation entwickelt hatte und daher die „Heimholung“ ins Deutsche Reich einer Annexion gleichkommen würde. Diese Auffassung stand im Gegensatz zu jener sozialdemokratischen Meinung, die großdeutsch orientiert war. Es gab in allen Organisationen unserer Partei und im KJV zu dieser Frage lebhafte Diskussionen, die im wesentlichen positiv verliefen. Diese Frage hatte aber auch für unseren weiteren Kampf große Bedeutung. So war unser Auftreten gegen den Nationalsozialismus und gegen eine Besetzung Österreichs zu einer nationalen Frage geworden. Unser Kampf gegen Hitler war nicht nur ein antifaschistischer, sondern wurde deshalb auch zu einem nationalen Befreiungskampf.

1936 putschten in Spanien unter Führung des Generals Franco acht Generäle und stürzten die rechtmäßig gewählte Regierung. Es kam zum Bürgerkrieg. Auf der einen Seite standen die Putschisten, unterstützt von Mussolini und Hitler-Deutschland, auf der anderen Seite die rechtmäßig gewählte Regierung, die von den „Internationalen Brigaden“ unterstützt wurde. Aus ganz Europa und natürlich auch aus Österreich strömten sie herbei, die Arbeiter und Antifaschisten, die dem Faschismus die Stirn bieten wollten. Es kamen Kommunisten, Sozialisten, Gewerkschafter. Die Westmächte erklärten sich in diesem Ringen um die Staatsmacht neutral. Mit ihrer proklamierten „Nichteinmischungspolitik“, begünstigten sie jedoch den Faschismus. Denn weder Mussolini noch Hitler hielten sich an dieses Abkommen. Vor allem Hitler entsendete eine Luftflotte unter der Bezeichnung „Condor“, und diese war ausschlaggebend für die Niederlage der Internationalen Brigaden, die keine derartigen Waffen zur Verfügung hatten. Hitler baute die Achse Berlin-Rom-Tokio und stellte an die immer wieder zurückweichenden Westmächte seine Forderungen. Nach dem Saarland war nun Österreich an der Reihe. Der Slogan lautete: „Ein Volk, ein Reich, ein Führer“, und

der Appetit Hitlers wurde noch größer. Jetzt setzte Hitler Bundeskanzler Schuschnigg unter Druck. Er verlangte mehr Sicherheit für die „Deutschen“, wie er uns Österreicher bezeichnete, und meinte, dass die Bolschewisten die Straße beherrschen würden. Er forderte eine Regierungsbeteiligung. Schuschnigg musste unter gewaltigem Druck Hitlers dessen Vertrauensmann Seyss-Inquart in die Regierung aufnehmen. Bis dahin konnte Schuschnigg auf die Unterstützung Mussolinis rechnen. Dieser war aber infolge des Krieges mit Abessinien – heutiges Äthiopien – geschwächt und an die Achse Berlin-Rom-Tokio gebunden. Daher konnte Schuschnigg nicht mehr auf seine Hilfe bauen. Kaum war eine der Forderungen Hitlers erfüllt, kam die nächste. Nun drohte er mit dem Einmarsch deutscher Truppen und verlangte ein Bekenntnis zum Anschluss. In dieser Situation aber wandte sich Bundeskanzler Dr. Kurt Schuschnigg an das österreichische Volk und proklamierte für den 13. März 1938 eine Volksbefragung. Es war nur eine einzige Frage zu beantworten: Wer für die Unabhängigkeit Österreichs ist, stimmt mit „Ja“. Hitler konnte diese Volksbefragung nicht abwarten, denn es war klar, eine überwältigende Mehrheit des österreichischen Volkes hätte für die Unabhängigkeit gestimmt. Am 11. März 1938 teilte er telefonisch dem Kanzler mit, dass die deutschen Truppen den Befehl zum Einmarsch erhalten hatten. Bundeskanzler Schuschnigg trat am Nachmittag dieses Tages vor das Mikrophon und verkündete über das Radio, dass deutsche Truppen bereits in Österreich einmarschieren und er Befehl gegeben hat, keinen Widerstand zu leisten, um kein deutsches Blut zu vergießen. Er schloss seine Rede mit den Worten: „Gott schütze Österreich.“ Kaum hatte er seine Rede beendet, sah man schon Nazitrupps, SA und SS auf den Straßen marschieren.

Die Polizeiwachstube, in der ich mich zweimal in der Woche melden musste, hatte schon eine Hakenkreuzfahne gehisst. In der Ferne sah ich schon einen Wachmann mit einer Hakenkreuzbinde um den Arm. Mein Bruder Artur arbeitete am Keplerplatz im Schuhgeschäft. Ich eilte zu ihm, um ihn zu benachrichtigen. Die Familie solle nicht besorgt sein, ich werde nicht nach Hause kommen und rechtzeitig Bescheid sagen, wenn ich weiß, wo ich wohnen werde. Die Rede von Schuschnigg hatte ich in der Wohnung eines Genossen gehört, bei dem ich gerade zu Besuch war. Nun musste ich nun rasch eine Unterkunft bei Genossen finden, die politisch bei der Polizei noch ein unbeschriebenes Blatt waren. In die Nähe der Straßenbahnmremise Breitensee, im 14. Bezirk, wohnte eine junge Genossin vom KJV, mit der ich seit kurzem befreundet war. Wir hatten schon einmal eine Besprechung in dieser Wohnung. Dorthin begab ich mich und fragte sie, ob ihre Eltern einverstanden wären, wenn ich für eine Nacht bleiben könnte. Ihr Vater war einverstanden, ich könne so lange bleiben, wie ich will. Damit war zunächst einmal dieses Problem gelöst.

Etwa zwei Wochen vor dem Einmarsch, als Schuschnigg die Volksabstimmung bekannt gab, trat die Regierung an ehemalige Funktionäre der Gewerkschaft und der SPÖ heran mit der Aufforderung, die Volksabstimmung zu unterstützen. Die SPÖ wandte sich an ihre Mitglieder, ebenso auch die KPÖ. Wir taten alles, um unser Volk wach zu rütteln. „Vergessen wir im Moment, was der Faschismus uns angetan hat, jetzt geht es um Österreich. Mit einem Schuschnigg-Faschismus werden wir fertig, aber wenn die deutschen Nazis kommen, wird es schwierig werden!“ Das war ungefähr unsere Botschaft. Wir fabrizierten Flugschriften, bekamen Lastautos und agierten völlig legal! Wir traten absolut aus unserer Illegalität in die Legalität heraus.

Es war wie Morgenluft. Und dann doch der Einmarsch und die kampflose Kapitulation. Schlimmes stand uns allen bevor, es fröstelte.

Flucht in die Tschechoslowakei

In den Abendstunden gab es auf zahlreichen Plätzen in den Wiener Bezirken Demonstrationen für Österreich. So auch auf der Meidlinger Hauptstraße. Überall aber gedrückte Stimmung. Am 12. März 1938 traf ich meine Kontaktperson, es war Hedi Urach. Sie beschwore mich, vorsichtig zu sein, denn ich sei nicht nur bei der Polizei, sondern durch meine Aktivitäten auch bei den Nazis bekannt. Ich erzählte ihr, dass ich nicht mehr zu Hause wohne, weil ich mich doch zweimal pro Woche bei meiner zuständigen Wachstube melden müsse. Hedi meinte, wir sollten zunächst abwarten und jede Aktivität einstellen. Ich gab ihr meine neue Adresse und wir vereinbarten eine neue Zusammenkunft. Bei dem darauf folgenden Treff informierte sie mich über den Beschluss des Zentralkomitees, mich ins Ausland zu schicken. Ich sei nicht der einzige, der ins Ausland gehen soll, denn die Partei braucht unbedingt wichtige Funktionäre, die geschützt werden müssen. Im Augenblick wäre ich in Österreich für die Partei auch nicht von großem Nutzen, da ich durch meinen Bekanntheitsgrad die anderen Genossen hätte gefährden können. Gemeinsam mit „Franz“, dem Schneider Toni, er war Kreispolleiter des 21. Bezirkes, sollte ich auf einem Schmugglerweg in die Tschechoslowakei flüchten. Ich kannte ihn von der Wiener Konferenz, ein guter Mann. Da er etwas tschechisch sprechen konnte, hatte er alle Unterlagen, Reiseziel, Geld, etc. bekommen, und ich sollte ihn am 15. März 1938, zu einem bestimmten Zeitpunkt, beim Nordbahnhof treffen. Ich sollte unbedingt ein Parteiaabzeichen der NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) tragen. Hedi Urach gab mir dieses Abzeichen, welches ich nach glückter Flucht natürlich wegwerfen musste. Dann verabschiedete sie mich mit den Worten: „Lieber Genosse, sei nicht traurig, du wirst auch im Ausland unserer Partei, so hoffen wir und sind auch überzeugt, von großem Nutzen sein. Ich bin mir sicher, dass wir uns wiedersehen.“ Dann umarmte sie mich herzlich, und wir wünschten einander und der Partei sowie unserem Jugendverband viel Glück. Ich habe sie leider nie wieder gesehen, denn sie wurde am 17. Mai 1943 von den Nazis hingerichtet. Bei der Remise in Speising gibt es für sie und drei anderen Genossen aus dem 13. Bezirk eine Gedenktafel. Seit meiner Rückkehr nach Österreich lege ich jeden 1. Mai, gemeinsam mit anderen Hietzinger Genossen, einen Kranz mit roten Nelken an dieser Gedenktafel nieder.

Am 15. März 1938 kam Hitler nach Wien und hielt eine Ansprache am Heldenplatz. Es kamen tausende Menschen und umjubelten den „Führer“. Diese Bilder gingen in alle Welt und werden gelegentlich auch immer wieder gezeigt, um zu beweisen, dass die Mehrheit der Wiener Bevölkerung Nazis waren und dem „Führer“ zujubelten. Das ist aber ein großer Irrtum. Die Mehrheit der Wiener waren zu diesem Zeitpunkt zu Hause. Sie waren bedrückt und geschockt von dem, was auf sie zukommen wird. Man darf doch nicht vergessen, dass damals bei der letzten freien Wahl zwei Drittel der Wiener für die SPÖ gestimmt hatten. 8% der Wiener waren Juden, diese hatten sicher dem Adolf Hitler nicht zugejubelt. Es mag sein, dass viele enttäuschte Sozialdemokraten, aus dem Gefühl der Rache am Schuschnigg-Faschismus, mit Schadenfreude über das Ende von Schuschnigg erfüllt waren. Ebenso gewiss ist es, dass nach der Besetzung

und den vielen demagogischen Tricks der Nazis, wie „Kraft durch Freude“, diese Zuspruch bei der Bevölkerung fanden. Dazu gehörten Reisen, Großaufträge an die Betriebe, Abbau der Arbeitslosigkeit, sowie weitere Maßnahmen, die aber letzten Endes der Kriegsvorbereitung dienten, Aber auch durch das ständige Zurückweichen der Westmächte auf Forderungen von Hitler stieg die Achtung bei vielen Menschen, die in Hitler einen erfolgreichen „Führer“ erblickten. Am 15. März waren es nicht nur Wiener, die Hitler am Heldenplatz zujubelten, das muss einmal klar ausgesprochen werden. Nahezu zwei Millionen Menschen lebten damals in Wien. Wenn 100.000 Menschen am Heldenplatz stehen, ist dieser voll. Wenn nochmals so viel dort oder am Ring stehen, dann geht nichts mehr. Ist diese Anzahl die Mehrheit der Wiener? Aber damit ist noch nicht alles gesagt. Zehntausende Anhänger Hitlers, die in den Bundesländern wohnten, wollten natürlich Hitler sehen und kamen mit Sonderzügen, Bussen und Lastautos angefahren und füllten damals schon seit den frühen Morgenstunden den Heldenplatz. Zur Ehre der Wiener kann gesagt werden, dass die anwesenden Wiener auf dem Heldenplatz eine kleine Minderheit waren.

An diesem Tag, am späten Nachmittag, traf ich Toni am Bahnhof. Vorher hatte ich mich von meiner Freundin und ihren Eltern verabschiedet, die mir bis dahin Unterschlupf gegeben hatten. Auch von meinem Bruder hatte ich mich verabschiedet. Toni und ich begrüßten uns zur Tarnung mit erhobener Hand, und anschließend schüttelten wir uns die Hände. Er hatte schon vorher die Fahrkarten nach Hohenau, eine Grenzstation zur CSR besorgt. Da sollten wir dann zu Fuß zu einer Adresse gehen, die er bereits kannte. Es war die eines Schmugglers, der vom Handel mit Feuersteinen und Feuerzeugen lebte. Er würde uns illegal über die Grenze bringen. So war der Plan.

Der Nordbahnhof war überfüllt mit zum größten Teil angeheiternten und grölenden Männern. Alle hatten ihren Führer auf dem Heldenplatz gesehen und zugejubelt. Jetzt waren sie guter Laune und stockbesoffen. Wir durften natürlich nicht auffallen und mussten uns entsprechend verhalten. Im Zug wurde es sehr unangenehm. Es gab einen Riesenwirbel, die Leute schrien, grölten und sangen durcheinander. Plötzlich gerieten zwei Leute aneinander, der eine hatte eine ziemlich deutliche Hakennase, worauf der andere schrie: „Des is a Jud, hauts eam beim Fensta ausse.“ Und schon öffneten andere ein Fenster und hoben ihn im fahrenden Zug hoch und wollten den Mann tatsächlich beim Fenster rausschmeißen. Da schrie ein anderer: „Seids deppert, des is do unsa Burgamasta.“ Da aber stand Toni auf, schlug die Fersen zusammen und sagte: „Volksgenossen, so geht das nicht, wir sind doch keine Barbaren.“ Da kehrte etwas Ruhe ein. Bei der nächsten Station stieg der Mann mit der Hakennase aus. Wir standen auf und grüßten „Heil Hitler“. Damit hatten wir uns jedenfalls für die weitere Reise etwas Achtung verschafft. Toni war ein Mordskerl. Er sah auch gut aus: blonde Haare und blaue Augen. Endlich kamen wir in Hohenau an. Ich schwitzte, zum erstenmal im Leben hatte ich wirklich Angst. Schnellen Schrittes gingen wir dem Haus unseres Schmugglers zu.

Wir wurden bereits erwartet. Unsere Parteiorganisation funktionierte wirklich gut. „Setzt euch, wir haben noch Zeit,“ forderte uns der Schmuggler auf, dann instruierte er uns, wie wir über die Grenze kommen werden. Er erzählte uns, dass es einen langen leeren tschechischen Güterzug gibt, der nach 24 Uhr hinüber fährt. Dieser Zug mit

etwa 20 Waggons hat drei Bremserhütten. Eine Bremserhütte ist am Anfang der Zugsgarnitur, die zweite in der Mitte und die dritte am Ende. Die Bremserhütte in der Mitte ist nicht besetzt, und deshalb müssen wir in diese hinein. Da der Zug aber nicht beladen war, fährt er etwas schneller. Das bedeutet, während der Fahrt auf den Zug aufspringen zu müssen. Daher möchte er uns zu einer Stelle bringen, wo der Zug die Geschwindigkeit stark herabsetzt, weil dort eine enge Kurve ist. Dann sollten wir mit dem Zug nur eine kurze Strecke bis zu einem Fluss fahren und am Ende der Brücke abspringen. Sollte das zu spät passieren, wären wir bereits auf dem Bahnhofsgelände von Breclav, bei der Zoll- und Passkontrolle. So, jetzt wussten wir, wo es langgehen sollte. Ich hatte keine Bedenken wegen des Auf- und Abspringens, denn dies hatte ich schon oft bei der Wiener Straßenbahn praktiziert. Allerdings waren die Trittbretter bei den Zügen der Eisenbahn höher, und auf dem Bahndamm war schwieriger zu laufen. Übrigens sahen die Straßenbahnen in Wien zu dieser Zeit noch anders aus als heute. Die Waggons waren offen, und viele Leute nutzten das, um auf- und abzuspringen. Es gab aber immer wieder Unfälle dabei.

Da wir noch Zeit hatten, bekamen wir von der anwesenden Hausfrau eine Tasse Tee mit Rum. Das zweite lehnte ich höflich ab. Dann überraschte uns die Schwester des Schmugglers mit einem Wunsch: „Jetzt werden wir noch Tischerlrücken!“ Ich wusste zuerst nicht, was damit gemeint war. Aber bald sollte ich es erfahren. Wir alle mussten uns um einen runden Tisch setzen und die Hände auf den Tisch legen. Dann wurde das Licht abgedreht. Plötzlich hob der Tisch ab und schwebte einige Zentimeter über den Boden. Eine Frauenstimme ertönte: „Die beiden jungen Männer werden eine weite Reise antreten. Aber dort, wo sie ankommen, bleiben sie nicht. Sie werden sich trennen und weit über das Meer in verschiedene Richtungen weiterreisen. Am Ende treffen sie einander wieder in der Heimat.“ Dann wurde das Licht wieder aufgedreht und ich fragte, wer da gesprochen hat und wer den Tisch gehoben hat. Die Frau des Schmugglers war daraufhin fast beleidigt: „Niemand von uns hat gesprochen, das war der Geist meiner Vorfahren. Was er gesagt hat, wird eintreffen.“ Ich musste mein Lachen verbeißen, um die Frau nicht zu kränken. Wenn sie unser weiteres Schicksal erfahren hätte, würde sie wahrscheinlich auch lachen. Die Vorhersage hatte sich auf Strich und Faden bewahrheitet. Denn wir beide mussten später die CSR verlassen, und ich fuhr übers Meer nach England. Toni fuhr auch übers Meer, allerdings nach Schweden

Aber nun war es soweit. Der Schmuggler ging voran und wir folgten ihm. Es war kein Mensch auf der Straße. Nach kurzer Zeit hatten wir die betreffende Stelle erreicht, und wir hörten bald das Herannahen des Zuges. Viel Glück wünschte uns noch unser Freund, und Toni sprang wie abgemacht als erster auf, und ich folgte ihm. Es war geglückt, der Schmuggler trat seinen Heimweg an, und wir umarmten uns, - leider zu früh. Wir waren noch nicht gerettet. Der Zug fuhr nun schneller und erreichte die Grenze in wenigen Minuten. Schon waren wir auf der Brücke und die Bremsen quietschten und ich schrie: „Abspringen Toni. Doch er zögerte noch, sprang dann und ich sofort hinterher. Aber wir waren schon am Bahnhofsgelände. Statt umzukehren und zurückzulaufen versuchten wir uns zu orientieren. Da tauchte wie aus dem Nichts ein bewaffneter tschechischer Bahnhofspolizist auf. „Stoj“, rief er uns zu. Er verstand nicht deutsch, und Toni erklärte ihm in holprigem tschechisch: „My isme rakusan, antifascisme“, was soviel heißen sollte wie: Wir wären österreichische Antifaschisten.

Mit einer Handbewegung deuteten wir ihm, Hitler würde uns hängen. Er aber blieb stur und sagte nur: „Kommen mit, Kommandatura.“ Dort angelangt wurden wir in eine Zelle gesperrt und mussten bis 8 Uhr früh auf den Kommissar warten. Wir erklärten ihm, dass wir wegen unserer antifaschistischen Tätigkeit in Österreich sehr gefährdet und daher Flüchtlinge sind. Wir möchten um Aufenthaltsgenehmigung ansuchen. Er meinte hierauf, wenn wir gute Gegner Hitlers sind, dann mögen wir ihm einen genauen Lagebericht geben. Wie viel Truppen an der tschechischen Grenze stationiert seien, welche schweren Waffen sie besitzen, etc. Ich erklärte ihm, dass wir die Grenze bei Nacht überschritten hatten und nichts sehen konnten. Daher könnten wir bei bestem Willen nichts sagen, so gerne wir dies täten. Der Kommandant gab sich mit dieser Erklärung nicht zufrieden und ließ uns abführen.

In der Nacht wurden wir geweckt, und der Soldat sagte nur „Gemma“. Wir rappelten uns auf und folgten ihm – zur Grenze. Toni versuchte so gut er konnte dem Soldaten zuzureden, er möge uns laufen lassen. Es war hoffnungslos. „Befehl ist Befehl“, war seine Antwort. „Mein Offizier beobachtet uns mit einem Nachtfernrohr, ich kann nichts machen.“ Das sagte er in gutem Deutsch und fügte hinzu: „So ich kehre jetzt um, ihr springt ins Gebüsch. Wenn ich weg bin, könnt ihr den selben Weg zurück gehen. Seid vorsichtig.“ Gesagt, getan, nach kurzer Wartezeit gingen wir denselben Weg zurück, kamen auf die Brücke, liefen den Bahndamm hinab und waren auf der Straße, die zum Bahnhof führte. Dort sollten wir einsteigen, nach Brünn fahren, und uns in einem bestimmten Konsumladen einfinden, dessen Filialleiter uns einem vom Zentralkomitee beauftragten Genossen übergeben werde. Wir sahen bereits den hell erleuchteten Bahnhof vor uns. Da kam eine tschechische Militärpatrouille auf uns zu. Es waren zwei Soldaten mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonett. Wir mussten rasch reagieren. Toni schubste mich gegen einen Alleebaum und beugte sich über mich. Er war viel größer und robuster als ich. Wir taten so, als wären wir ein Liebespaar und rechneten damit, dass die Soldaten diskret wegschauen würden. Toni sagte laut: „Prosim slein, hubicka“ – bitte Fräulein, noch einen Kuss! Diese Soldaten waren aber keineswegs diskret, sondern einer rief etwas, das ich so verstand: „Mir auch ein hubicka, slein.“ Dann kamen sie auf uns zu und nahmen uns auf das Revier mit. Am nächsten Morgen mussten wir wieder zum Kommissar. Dieser war böse, weil wir es gewagt hatten, zurückzukommen. Dann drohte er uns, der deutschen Grenzwache zu übergeben, sollten wir ihm weitere Schwierigkeiten machen. Wir wurden wieder auf dieselbe Tour geschickt, wagten aber nicht wieder diesen Weg zurückzugehen. Toni meinte, es wäre am Besten, wir würden wieder zum Schmuggler zurückgehen, da wir durch die Haft jetzt zu wenig Geld hätten, um uns Fahrkarten zu lösen. Der Schmuggler sollte uns das notwendig fehlende Geld vorstrecken, und die Partei würde es retournieren. So marschierten wir den Weg zurück und überraschten die Leute, indem wir nach zwei Tagen wieder auftauchten. Der Mann versprach uns, es mit uns nochmals zu versuchen, aber das sei dann endgültig. Wir müssten unbedingt sofort unmittelbar nach dem Ende der Brücke abspringen. Diesmal gelang uns der Absprung, und wir erreichten den Bahnhof.

Um 5 Uhr morgens kamen wir in Brünn an. Da der Konsum noch nicht geöffnet war, mussten wir noch in der menschenleeren Gegend umherlaufen. Dann war es endlich soweit. Der Filialleiter war sehr freundlich, gab uns etwas zum Essen und Trinken, bis der ZK-Beauftragte, Genosse Vaupotic, ankam. Wir wurden in ein Haus geführt, in

dem bereits zahlreiche Genossen wohnten, ein so genanntes Emigrantenheim. Dort erfuhren wir das Tagesprogramm, das viel Freizeit vorsah. Neugierig fragte ich Vaupotic, was prinzipiell weiter mit mir geschehen wird, den allzu lange wollte ich da nicht herumlungern. Er wusste es nicht. Die Parteileitung befand sich in Prag, und ich müsste, so wie jeder andere, auf die Entscheidung aus Prag warten. Ich wurde ungeduldig. „Das heißt doch nicht, dass wir inzwischen untätig sein müssen. Man könnte doch ein Programm erstellen mit Diskussionen zur Einschätzung der Lage, einer gemeinsamen Stadtbesichtigung etc.“ Aber Vaupotic meinte, dazu hat er keine Zeit, er hat ständig bei der Polizei zu tun, um für uns die Aufenthaltsbewilligung und auch Ausweise zu bekommen. Von ihm als Verantwortlichen, erwartete ich mir allerdings, dass er zumindest jemand dazu beauftragen würde. Nachdem dies auch nicht geschah, ging ich meiner Wege. Die Ungewissheit machte mich krank. Jetzt fiel mir aber ein, dass meine Mutter in Brünn einen Bruder namens Karl Paskusz hat. Ich sah im Telefonbuch nach und fand die Adresse. Abends rief ich dort und tatsächlich meldete sich eine Frau. Ich stellte mich vor und sagte, ich wäre aus Österreich geflüchtet und wohne gegenwärtig in einem Heim für Emigranten. Da lud sie mich für den nächsten Tag zum Mittagessen ein. Es würde die ganze Familie da sein die sich freue, mich kennen zu lernen.

Tatsächlich waren alle da. Onkel Karl den ich flüchtig von einem Besuch bei Großmutter kannte, seine Frau, Tante Franzi, eine Cousine und zwei Cousins. Die drei Kinder, alle bereits in etwa meinem Alter, also zwischen 18 und 25 Jahren, waren begabte Musiker. Beide Burschen waren im Radioorchester Prag tätig, und die Cousine war eine beachtete und sehr begabte Klavier-Virtuosin. Onkel Karl mich ein, doch öfter zum Essen zu kommen, und die Tante legte gleich einige Termine dafür fest. Ich erzählte ihnen, warum ich flüchten musste und bat Onkel Karl über eine Geschäftsverbindung in Wien meine Mutter zu verständigen. Sie sollte wissen, dass ich in der CSR bin und es mir gut geht. Karl lud mich ein, am nächsten Tag zu seiner Firma zu kommen. Er hatte einen Textilbetrieb und er würde mir etwas Kleidung und Wäsche geben. Ich wusste, dass meine Mutter oft nach Schweden an Onkel Hermann schrieb, wenn sie Geld brauchte. Ich dachte mir, es wäre gut, auch Onkel Hermann von meinem Aufenthalt in Brünn zu verständigen. Dieser war immer sehr hilfsbereit. Schon wenige Tage danach bekam ich von ihm eine Geldüberweisung. Ich war also wirtschaftlich versorgt und informierte darüber Vaupotic. Ich konnte auf eine Geldunterstützung durch die Partei verzichten.

Es war nicht viel los in Brünn. Da schönes Wetter war, lungerte ich im Park herum bis endlich ein Anruf aus Prag kam. Ich war überrascht, es war Otto Brichacek. Er erzählte mir, dass er in der Prager Leitung ist und Berta auch da wäre. Er informierte mich auch, dass beschlossen wurde, mich in die Karpatho-Ukraine in ein sportliches Erholungslager zu senden. Dort sollte ich mich zunächst von den jahrelangen Strapazen erholen. Da es ein Jugendlager ist, könnte ich etwas zur politischen Bildung der Jugendlichen beitragen. Ich bekam das nötige Geld für die Reise und eine Anlaufadresse. So verabschiedete ich mich von Onkel Karl und seiner Familie sowie den Genossen im Heim.

Zunächst fuhr ich nach Sevlice, ein Ort im damaligen Dreiländereck der Karpatho-Ukraine mit Ungarn und Rumänien. Dort sollte ich vorerst einige Zeit bei slowakischen

Genossen wohnen und es mir gut gehen lassen. Der Ort war sehr interessant, weil ich Menschen verschiedenster Nationalitäten vorfand. Es war ein Agrargebiet; das Einzige was angebaut wurde, war Tabak. Die Landarbeiter waren Ukrainer, die städtische Bevölkerung war geteilt, teils ungarisch, rumänisch und slowakisch. Die Amtssprache bei der Behörde war slowakisch. Viele Kinder im Alter von 10 bis 12 Jahren umringten mich, wenn ich auf die Straße ging, und bettelten um Zigaretten. Ich war schon über 22 Jahre alt, hatte aber noch immer nicht geraucht. Es waren zumeist ukrainische Kinder und ich wusste nicht, ob sie die Zigaretten für sich oder für ihre Eltern wollten. Ich schämte mich, weil die Kinder denken könnten, ich wäre geizig. Ihrer Sprache nicht mächtig, konnte ich das auch nicht aufklären, dass ich nicht rauche und daher auch keine Zigaretten besitze. Als ich ihnen Geld anbot, waren sie offenbar gekränkt, denn sie wollten ja nicht betteln, sondern nur eine Zigarette mit mir rauchen. Jetzt kam der Moment, wo ich zum erstenmal den Rote-Falken-Schwur gebrochen hatte. Ich kaufte ein Paket Zigaretten. Wir setzten uns auf den Boden, jeder bekam eine Zigarette und wir rauchten gemeinsam. Wenn ich an diese Begebenheit denke, ärgere ich mich noch heute darüber, weil ich dann tatsächlich für einige Wochen zu rauchen begann.

Die Fahrt nach Sevlice war unglaublich heiß. Zu Mittag hatte es 42 Grad Celsius. Es war eine Qual. Der Zug hatte offene Waggons, nur ein Dach, aber keine Seitenfenster, alles frei. Im Zug waren auch Frauen mit Säuglingen, zumeist waren es ukrainische Bäuerinnen. Sie öffneten ihre Bluse und stillten ihren Säuglinge. Ein Anblick, der zu dieser Zeit in Österreich undenkbar gewesen wäre. Ich wohnte bei sehr lieben Menschen, die deutsch sprachen. Ich musste mindestens eine Woche bei ihnen bleiben, sie ließen mich nicht weiterfahren. Es war unglaublich heiß. Schon die Fahrt dorthin war eine Qual. Die Frau meines Gastgebers war bedauernswert. Sie litt an der Elefantenkrankheit. Ich hatte so etwas noch nie gesehen und auch nie davon gehört. Die Nase und Ohren wuchsen immer größer, und auf ihnen bildeten sich Wucherungen. Dann wurden die Lippen immer größer, es war schlimm anzuschauen.

Später fuhr ich weiter in die Karpaten zum Jugendlager nahe der Grenze zu Polen. Heute gehört, seit dem Ende des 2. Weltkrieges, dieses Gebiet zur Ukraine in der ehemaligen Sowjetunion. Ich wurde von einer jungen Frau, etwa in meinem Alter, empfangen und in mein Zimmer gebracht. Es waren hauptsächlich Mädchen in diesem Turnus. Viel trainiert wurde nicht, es war mehr im Sinne eines Erholungslagers. Die meisten lagen in der Sonne oder waren unter der Dusche. Es sind nur einige Begebenheiten, die mir in Verbindung mit diesem Lager in Erinnerung blieben. Die Genossin, die das Lager leitete, war sehr zuvorkommend, und ich konnte tun was ich wollte. Jene Genossin, die mich empfangen hatte und mich in mein Zimmer führte, war die Masseuse im Lager. Ihren Namen habe ich nicht vergessen, sie hieß Anuschka und war Slowakin aus Munkacevo, ihre Muttersprache war ungarisch. Wir hatten uns bald angefreundet, und ich hatte keine Ahnung, wie leicht man diese Sprache, die so schwierig klingt, erlernen kann. Aber wenn man liebt geht alles viel leichter. Sie brachte mir das Massieren bei, weil sie meinte, das könnte ich als Beruf ausüben, ohne die Sprache der Tschechen oder Slowaken perfekt beherrschen zu müssen. Zur Übung durfte ich auch Mädchen im Lager massieren, und bald wollten alle nur von mir massiert werden. Einmal hatte meine Freundin ein freies Wochenende, und sie fragte mich, ob ich mit ihr in das Karpatengebirge fahren möchte. Natürlich stimmte ich zu, denn dies war eine schöne Abwechslung und die Möglichkeit, mit ihr allein zu sein. Wir

fuhren mit der Bahn bis zu einem Gipfel, auf der anderen Seite war Polen. Dann machten wir eine Wanderung und kehrten zum Essen in eine Schutzhütte ein. Abschließend gings zurück zum Bahnhof. Dort erfuhren wir, dass der letzte Zug schon abgefahren war und erst am nächsten Tag eine Möglichkeit zur Rückfahrt besteht. So ging sie mit mir in das nächstgelegene Hotel, in dem wir aber nur noch ein Einbettzimmer mit Kerzenbeleuchtung bekommen konnten. Ich war ziemlich sicher, dass Anuschka das so eingefädelt hatte, weil sie sich nicht traute, zu sagen, dass sie mit mir schlafen möchte. Ich war ja, wie immer, zu schüchtern, den ersten Schritt zu tun. Im Zimmer angekommen zierte sie sich noch. Ich musste ins Bad gehen, während sie sich entkleidete. So ein Unsinn, dachte ich mir, im Lager habe ich sie doch schon beim Nacktsonnenbaden gesehen. Aber hier waren wir allein, und da hat sie plötzlich Angst oder Schamgefühle. „Ist schon gut, ich schlafe im Badezimmer,“ bot ich ihr daher an. Nach einer Weile kam sie nackt herein und sagte: „Komm doch schon, ich will dich haben.“ So endete dieser Ausflug für uns beide wunderschön. Anuschka bekam einen Rüffel, weil wir zu spät zurückkamen, aber angesichts der genossenen Freuden konnten wir dies verschmerzen. Die sechs Wochen im Jugendlager, es gab zwei Turnusse, waren bald vorbei, und ich fuhr nach Sevlice zurück. Anuschka wohnte nicht allzu weit entfernt, es war nur eine schwache Zugstunde bis Munkacevo. So besuchten wir uns einige Male gegenseitig.

Die politische Lage spitzte sich immer mehr zu. Hitler verlangte nun, das Sudetengebiet an das Deutsche Reich anzuschließen und wurde von den Ungarn unterstützt, die einen Teil der Slowakei beanspruchten. Es war jener Teil, wo ich mich eben gerade bei der slowakischen Familie aufhielt. Während es im Sudetenland heiß herging – die Zeitungen brachten Berichte und Fotos, die zeigten, wie die deutschsprachige Bevölkerung tobte und mit „Sieg Heil“ – Rufen auf den Straßen demonstrierte – war in der Slowakei von der ungarischen Minderheit nicht zu spüren, dass sie an Ungarn angeschlossen werden wollte. Es war unglaublich und einfach nicht zu verstehen was die Mehrheit der Sudetendeutschen wollte. Es gab ein deutsches Parlament, eine deutsche Selbstverwaltung, deutsche Schulen, was wollten sie mehr? Die meisten Sudetendeutschen wollten Hitler und „heim ins Reich“. Nach dem Einmarsch Hitlers ins Sudetengebiet und mit der Besetzung der CSR wurden viele Tschechen ermordet und von ihren Höfen vertrieben. Nach der Befreiung der CSR durch die Rote Armee haben dann die Tschechen die Sudetendeutschen „heim ins Reich“ geschickt. Gewiss ist es dabei grausam zugegangen, es hat auch viele Unschuldige getroffen, aber das waren die Folgen des Krieges. Jenes Krieges, den Hitler und seine Gefolgsleute wollten und vom Zaum gebrochen hatten. Zum Handkuss ist jene Minderheit gekommen, die Henlein und Hitler bekämpft hatte, nämlich Kommunisten und Sozialisten, die zum Teil unerkannt in diesem Aufruhr mit vertrieben wurden. Angesichts der aktuellen Diskussion denke ich, dass sich die FPÖ um **diese** Leute keinen Pfifferling kümmert

Als dann die deutsche Armee tatsächlich das Sudetengebiet besetzte und die Ungarn in die Slowakei einrückten, verließ ich mit dem letzten Zug Sevlice. Ich war gerade bei Anuschka zu Besuch. Sie brachte mich zur Bahn, und wir gaben uns den letzten Kuss. Ich habe nie mehr von ihr gehört und nehme an, dass sie den Krieg nicht überlebt hat.

In Prag – als Schulleiter deutscher Waisenkinder

Als ich in Prag eintraf, war das Sudetengebiet besetzt, und Teile der Slowakei von Ungarn okkupiert. Die Parteileitung schickte mich nach Svepravice, in einen Vorort, man kann auch sagen Außenbezirk von Prag. Ich sollte mich in ein Emigrantenheim der KPD (Kommunistische Partei Deutschland) begeben, in der es auch eine Abteilung für Kinder gab, deren Eltern entweder umgebracht wurden oder sich noch im Konzentrationslager befanden. Die Kinder waren im Alter von 6 bis 15 Jahren, in der Mehrheit Mädchen. Es waren zwei Berufsschullehrer da, die diesen Kindern in zwei Klassen Unterricht erteilten, sowie ein junger Genosse vom Deutschen Jugendverband, als eine Art Heimleiter. Ich sollte bei der Leitung und Verwaltung dieses Internates mithelfen, wenn man dieses so bezeichnen konnte. Die Kinder waren sehr brav, und es war ihnen kaum anzusehen, dass sie ihre Eltern vermissten. Später hatte ich von einem älteren Mädchen erfahren, sie war schon 14 Jahre alt, dass man ihnen den Tod ihrer Eltern verschwiegen hatte. Die Kinder hatten den Eindruck, dass sie auf Ferienaufenthalt wären. Ich kann nicht beurteilen, ob dies gut war, jedenfalls beklagte sich das Mädchen bei mir, als ich sie zufällig in London traf. Sie hätte lieber die Wahrheit gewusst.

Die Deutschen sind ja bekannt für preußische Disziplin. So gab es täglich Morgenappell. Die Kinder mussten alle Betten selber machen und das natürlich ordentlich. Aber alles klappte wie am Schnürchen. Die Kinder hatten einen guten Unterricht. Abends gab es einen Heimabend, dessen Leitung unsere Aufgabe war. Wir sprachen mit ihnen über die Arbeiterbewegung, die Sowjetunion, die Kriegsgefahr und was so in der Welt vor sich ging. Ältere Kinder wollten auch sexuelle Aufklärung, auch dem kamen wir natürlich nach. Dazu kamen alle Kinder vom 9. bis 12. Lebensjahr zu einem Vortrag zusammen, und in einem zweiten Durchgang die 13- bis 15-Jährigen. Einmal in der Woche mussten alle gemeinsam in der Waschküche baden. Da gab es mehrere Wannen, und eine junge Frau aus dem Erwachsenenlager kam und half uns, den Kindern den Rücken zu schrubben.

Meine Flucht nach England

Eines Tages kam die Polizei ins Lager und teilte uns mit, dass es ein Auslieferungsbegehr seitens der deutschen Polizei für die Lehrer gibt. Aber sie sind bereit, uns tschechische Pässe auszustellen. Wir sollten uns daher raschest um Visa kümmern, denn lange werden sie uns nicht beschützen können. Im Münchner Abkommen hatte der britische Premierminister Chamberlain dem Adolf Hitler das Sudetengebiet zugesprochen, wenn dies seine letzte Forderung sei. Chamberlain ließ sich in England feiern und meinte, er hätte den Weltfrieden gerettet. Aber dann kam die nächste Forderung. In Prag müsse eine Regierung installiert werden, die mit Deutschland kooperiert. Und so kam es zur Bildung der Hacha-Regierung, die versprach mit Deutschland zu kooperieren. Damit waren wir Emigranten in der CSR gefährdet. Der Polizei-Besuch im Lager drückte dies mit größter Eindringlichkeit aus. Ich bekam einen tschechischen Reisepass und ein britisches Visum. Das hatte natürlich die Parteileitung veranlasst, die sich bereits in London befand. Am 6. März

bestieg ich den Zug nach Gdingen, gemeinsam mit anderen Flüchtlingen. Als wir die polnische Grenze passierten, wurde der Waggon plombiert und der Ausgang von einem polnischen Soldaten bewacht. In Gdingen wurde dieser Waggon dann zum Hafen gefahren. Unter Bewachung des polnischen Militärs bestiegen wir das Schiff, welches uns nach Kalmar in Schweden brachte. Das Meer war sehr unruhig, was bei der Ostsee so üblich ist. An diesem Tag war das Meer ganz besonders stürmisch, und das Boot war klein, es wog nur eine Tonne. Am offenen Meer wurden wir herum geschupft wie in einer Nusschale. Es gab niemand, der nicht erbrechen musste. Alle standen an der Reling und liefen dabei Gefahr, ins Meer gespült zu werden, so hob und senkte sich der Kahn. Dann kamen Matrosen, die selber seekrank waren, und mit festem Griff zerrte man mich in die Kajüte, die bereits verdreckt vom Erbrochenen war und fürchterlich stank. Ich meinte schon, das würde kein Ende nehmen, in der Hölle kann es auch nicht schlimmer sein. Aber alles hat ein Ende und auch diese Überfahrt.

In Kalmar angekommen wiederholte sich das gleiche Schauspiel. Die Schweden ließen uns nicht aussteigen. Mit einem Zug, der zum Hafen gebracht wurde, fuhren wir dann stundenlang ohne Essen und Trinken quer durch Südschweden nach Göteborg. Dort wurden wir auf das Schiff „Elisabeth“ verfrachtet, und es gab zu essen. Es war ein Riesenschiff, ich war beruhigt. Der Kapitän verstand mein damals noch armseliges Englisch. Ich gab ihm zu verstehen, dass ich Angst vor der Seekrankheit hätte und fragte, nach einer Medizin. Die beste Medizin, so meinte der Kapitän, ist viel und ununterbrochen zu essen. Auch meinen Wunsch ein Telefonat zu führen, kam er nach. Ich wollte meinen Onkel in Stockholm erreichen, damit er meine Familie verständigt, dass ich in Sicherheit bin und mich auf den Weg nach England befinde. Alles klappte wunderbar. Mein Onkel versprach mir, sobald ich ihm meine Adresse in England mitteile werde er mich besuchen kommen. Dann sandte er an das Schiff zu meinen Händen vierzig Schweden-Kronen, das war damals für mich ein kleines Vermögen. Die Überfahrt nach England war sehr angenehm, man spürte kaum ein Schwanken.

Am 9. März 1939 traf ich in London ein. Extra-Ausgaben aller Zeitungen berichteten vom Einmarsch der Hitler-Truppen in Prag. Ich bin gewissermaßen wieder einmal davon gekommen. In London wurde ich von Otto und Berta erwartet. Wir fuhren, nachdem ich bei der Polizei registriert und vorgeladen wurde, sofort zu meinem Quartier. Ich wurde als Guest bei einem englischen Lehrerehepaar aufgenommen. Meine Einreise wurde vom „British Trust Fund for Refugees of Czechoslovakia“ veranlasst worden, der auch für finanzielle Unterstützung zuständig war. Ich meldete mich dort an und wurde von der Leitung sofort als Sekretär für eine Sachbearbeiterin angestellt. In dieser Organisation, die sich um politische Flüchtlinge aus der Tschechoslowakei kümmerte, gehörte ich zur Gruppe Winterberg. Diese Gruppe war eine linke Fraktion innerhalb der österreichischen Gewerkschaften.

Die Emigration in England

Mein nächster Weg führte mich zur Fremdenpolizei, um ein „Certificate of Registration“ zu bekommen. Ich erhielt dieses unter der Registration Nr. 715889, ausgestellt am 15. März 1939. Auf Grund des britischen Ausländergesetzes (Aliens Order 1920) musste ich immer sofort jeden Aufenthaltswechsel melden und im Polizeipass eintragen

lassen. Ich fand dies damals lästig. Auch viele andere Daten wurden eingetragen: jeder Arbeitswechsel, meine Heirat, etc. Heute bin ich froh, dass ich diesen Polizeipass aufgehoben habe, er hilft mir sehr bei meinen Erinnerungslücken. Es ist erstaunlich; je näher ich zur Gegenwart komme, desto schwieriger wird es mit dem Gedächtnis. Was ich aber nie vergessen werde, ist die überaus herzliche Aufnahme, die ich bei meinen englischen Gastgebern fand, sowie auch bei allen im „Trust Fund“ beschäftigten Personen. Überall spürte man die große Anteilnahme mit uns Flüchtlingen und die Anti-Hitler Einstellung bei der Bevölkerung. Man schämte sich förmlich für Chamberlain, welcher Frieden versprach und dem Hitler zuerst Österreich und danach die Tschechoslowakei ausgeliefert hatte. Das Lehrerehepaar, bei dem ich die erste Unterkunft fand, ist auch für mich unvergesslich geblieben. Die beiden hatten den Wunsch, einen Buben zu bekommen. Dieser Wunsch war ihnen versagt, obwohl sie schon seit 20 Jahren verheiratet waren. Sie hatten zwölf Kinder, aber lauter Mädel. Nach dem zwölften Mädchen gaben sie es auf, weitere Kinder in die Welt zu setzen. Jetzt hatten sie mich, aber lange hielt ich diese Liebe nicht aus. Alles drehte sich um mich. Wenn ich heim kam, mussten alle Mädel ruhig sein, denn alle wollten gleichzeitig mit mir sprechen. Die Hausfrau tanzte um mich herum, und ihr Mann begann eifersüchtig zu werden. Es war eine gute Idee des British Trust Fund, dass man versuchte, die Flüchtlinge bei Familien unterzubringen. Allerdings verpflichteten sich die Gastgeber jeweils nur für kurze Zeit. In meinem Fall war ich bereits 14 Tage später wieder bei einer anderen Familie und hatte dadurch einen anderen Wohnplatz. Das war natürlich leichter, Kontakte zu den englischen Bürgern zu bekommen, aber auch anstrengend, immer wieder übersiedeln zu müssen.

Ich vereinbarte mit Otto, dass ich mit ihm und Berta eine gemeinsame Wohnung zu mieten, was leicht möglich war. Es gab in London viele sogenannte „Boarding Houses“, wo man Zimmer mieten konnte. Diese waren nicht teuer, und das Komitee kam für den Mietzins auf. Leider durften wir keine Arbeit annehmen, zumindest damals noch nicht. Erst nach Kriegsausbruch wurde dieses Gesetz geändert, und wir bekamen Arbeitserlaubnis. Meine Tätigkeit im Trust Fund war ja ehrenamtlich, wenngleich ich dafür kostenlos das Essen bekam.

Aufbau einer österreichischen Freiheitsbewegung

Es war an der Zeit, politische Aktivitäten zu setzen. Es gab für uns zwei Zielgruppen: Die eine waren österreichische Mädchen, die in London als „Au-pair“-Mädchen arbeiteten, wovon wir einige kannten. Die zweite waren hunderte Jugendliche und Kinder, die zumeist alleine, ohne ihren Eltern, mit Hilfe des jüdischen Hilfsfonds nach England gebracht wurden und so den Nazis entkamen. Die Parteileitung sah das genau so wie wir. Es gab tausende Flüchtlinge aus Österreich, zumeist jüdische, aber auch katholische und politische Flüchtlinge. Deshalb musste etwas unternommen werden. Die Gründung eines überparteilichen Komitees war die Voraussetzung für eine breite, nationale Basis bei der Errichtung des „Austrian Centre“, welches sich in kurzer Zeit zum größten Zentrum der Österreicher in London entwickelte. Hier gab es ein Restaurant mit Wiener Küche, einen Klub mit Zeitungen, Bücher sowie anderer Unterhaltung. Später entstand, geschaffen von Künstlern, ein Theater und ein

Kabarett. Auch interessante Musik-Veranstaltungen und vieles mehr wurden geboten. Natürlich etablierten wir im Rahmen des Austrian Centre auch einen Jugendklub, der eine solide Grundlage für die Gründung einer „Freien österreichischen Jugendbewegung“ war. Das Austrian Centre wurde zum Treffpunkt der Österreicher. Von den Au-pair-Mädchen, war eine davon Bina, eine ältere Schwester von Anni Opferkuh, und dann gab es noch eine Anni Gansch. Beide sprachen wir an und schlugen ihnen vor, einen Club der österreichischen Au-pair-Mädchen zu gründen. Das geschah auch, und wir erhielten damit weitere Kontakte. Ein Au-pair-Mädchen ist ein Dienst- oder Kindermädchen auf Zeit, das zumeist deshalb nach England geht, um die englische Sprache zu erlernen oder zu perfektionieren. Viele Mädchen dachten daran, wegen Hitler nicht mehr nach Österreich zurückzukehren und in England zu bleiben. Jenen Mädels, die aber zurückkehrten, wie z. B. Bina Maurer, gaben wir Nachrichten für unsere Partei mit.

Unsere Jugendorganisation nannten wir „Young Austria“, was auf deutsch übersetzt „Junges Österreich“ heißt. In kurzer Zeit hatten wir hunderte, später sogar mehr als 1300 Mitglieder in allen Städten Großbritanniens. In allen Gruppen gab es vielfältige Aktivitäten wie Tanzveranstaltungen und interessante Vorträge. Natürlich gab es auch einen Beratungsdienst, was besonders für die ganz jungen Burschen und Mädels sehr wichtig war. Eine wesentliche Aufgabe war der Besuch der vielen englischen Jugendclubs. Dort erzählten wir von unserer Heimat, sangen Lieder und sprachen über den Faschismus. Wir bekamen auf diese Weise viele Kontakte zur englischen Jugend. Diese Zusammenkünfte waren sehr erfolgreich, und wir bekamen noch und noch Einladungen. Bald gaben wir eine eigene Zeitung mit dem Titel Young Austria heraus, organisierten auch Ausflüge am Wochenende oder boten ein buntes Programm an. Aber auch für die ältere Generation wurde ein großartiges Programm angeboten. Das Austrian Centre war ein zentral gelegenes, mehrstöckiges großes Haus. Es gab in ganz England nichts Derartiges. Wohl gab es noch ein „Österreich-Haus“ im Besitz der Monarchisten, die nach der Hitlerzeit den Otto Habsburg in unserem Land etablieren wollten. Dazu bestand keine Aussicht auf Erfolg, so dachten alle, wahrscheinlich Otto Habsburg selbst auch. Allerdings gab es ein paar unentwegte Anhänger – auch in Amerika, die mit dem Gedanken spielten, eine Art Donau-monarchie mit Einschluss von Bayern zu errichten. Dann existierte noch das „London-Büro der österreichischen Sozialisten“, mit Oskar Pollak (nach 1945 Chefredakteur der Arbeiter-Zeitung), Karl Czernetz sowie Svitanic und Novy, die für die Vertretung österreichischer Gewerkschafter beim TUC (Trade Union Congress) zuständig waren. Natürlich waren alle Mitglieder der Gruppe Winterberg auch Mitglieder der Landesgruppe „Österreichische Gewerkschafter in England“. Wir nahmen immer an allen Versammlungen teil, zahlten auch unseren Mitgliedsbeitrag. Es gab aber heftige Diskussionen mit Svitanic, Novy und Pollak, da deren erklärte Politik ein sozialistisches Großdeutschland war und sie uns deshalb kleinbürgerliche Nationalisten nannten, weil wir für ein freies Österreich eintraten. Nach dem Krieg haben sie allerdings nicht nur ihre großdeutsche, sondern auch ihre sozialistische Schwärmerie vergessen. Sie haben sich in die SPÖ integriert, die sich 1945 „Sozialdemokraten und Revolutionäre Sozialisten“ nannte und jetzt aber wieder „Sozialdemokratische Partei Österreich“ (SPÖ).

Nachricht über meine Familie

Inzwischen hatte ich über Onkel Hermann in Schweden erfahren, dass auch mein Bruder Artur flüchten musste und in die Schweiz ging. Meine Mutter wurde nun auch bedroht und flüchtete mit Lia nach Vorarlberg. Dort hatte Artur arrangiert, sie über den Rhein in die Schweiz zu bringen. Alles klappte vorzüglich, jetzt mussten wir nur noch Olga retten. Onkel Hermann kannte einen Geschäftsmann in Schottland, und dieser sandte ihr eine Einladung als Au-pair-Mädchen. So gelang es Olga, die einen Reisepass hatte, legal Österreich zu verlassen. Über Onkel Hermann hielten wir Verbindung und erfuhren so gegenseitig unsere Adressen. Mein Vater – das erfuhr ich erst am Ende des Krieges – wurde verhaftet und ist im Konzentrationslager umgekommen. Seine Frau, eine streng gläubige Katholikin, um die ich mich nach meiner Rückkehr kümmerte, hatte sich die mittleren Finger der rechten Hand abgehackt, damit sie keinen Kriegsdienst leisten musste. Sie ist in einer Grazer Nervenheilanstalt gestorben. Walter entkam nach Amerika und arbeitete dort in seinem Beruf als Elektriker. Die Familie des Onkel Artur konnte nach Schweden flüchteten. Die Familie des Onkel Karl aus Brünn wurde zur Gänze im Konzentrationslager getötet. Es überlebte nur die Tante Franzi. In Prag sind all ihre Namen auf einer Gedenktafel festgehalten. Als ich die Tante nach dem Krieg in Brünn besuchte, war sie eine völlig gebrochene Frau. Alle anderen Brüder und Schwestern meiner Mutter und meines Vaters wurden ins KZ gesteckt und hatten den Krieg nicht überlebt. Eine Ausnahme war Otto, der in Frankreich mit den Partisanen kämpfte.

Der Krieg muss verhindert werden !

Es war deutlich spürbar, dass die Welt kurz vor dem Ausbruch eines 2. Weltkrieges stand. Diesen zu verhindern war oberstes Gebot in der Außenpolitik der Sowjetunion. Die Politik der Westmächte, insbesondere des Herrn Chamberlain, war offenbar, der deutschen Führung unter Adolf Hitler freie Hand nach Osten zu lassen. Deswegen unternahmen sie nicht nur nichts gegen die Besetzung und Annexion Österreichs, sondern überließen ihm auch die Tschechoslowakei. Die Sowjetunion mit dem damaligen Außenminister Litwinow bot den Westmächten einen Pakt der kollektiven Sicherheit gegen Hitler an. Es sollte ein Sicherheitspakt sein, der bei der nächsten Aggression Hitlers alle Mächte verpflichtet, sofort einzugreifen. Die CSR unter der Benes-Regierung war dazu bereit. Auch Frankreich war einem solchen Pakt nicht abgeneigt, gab es ja seit 2. Mai 1935 einen gegenseitigen Beistandspakt zwischen Frankreich und der Sowjetunion, der allerdings nicht durch eine Militär-Konvention bekräftigt wurde. Aber England unter Chamberlain wollte nicht, und vor allem Polen lehnte einen Beistand durch die Sowjetunion entschieden ab. Der Weltkrieg wäre höchstwahrscheinlich zu verhindern gewesen, wenn es zu diesem gegenseitigen Beistandspakt gekommen wäre. Hitler hätte kaum gleichzeitig gegen ganz Europa einen Krieg führen können. Damit wäre auch die von Hitler betriebene Politik zusammengebrochen, die auf diesen Krieg ausgerichtet war. Da es für die Sowjetunion nun klar war, dass der Westen einem solchen Pakt nicht beitreten werde und nur darauf warte, dass Hitler weiter gegen Osten marschiert, wurde die Außenpolitik geändert. Jetzt war für die Sowjetunion wichtig, nicht in den Konflikt hineingezogen zu werden. Daher kam es zu dem so genannten „Ribbentrop-Pakt“ mit

Molotow, der Litwinow als Außenminister ablöste. Dieser Pakt besagte, dass die Sowjetunion nicht eingreifen würde, wenn die deutschen Truppen Polen besetzen, wobei ein Gebietsstreifen, der früher zu Russland gehörte, von den deutschen Truppen nicht besetzt werden durfte. Diesen Teil, der vor der Oktoberrevolution zu Russland gehörte, beanspruchte die Sowjetunion. Dazu gehörten auch die baltischen Staaten, die nach der siegreichen Oktoberrevolution und nach dem Interventionskrieg der Imperialisten den Russen abgenommen wurden und als so genannte Pufferstaaten dienen sollten. Es war also ein gegenseitiger Nichtangriffspakt, der die Sowjetunion aus dem Krieg heraushalten sollte. So sahen wir Kommunisten dies in England, und ich finde auch heute noch, dass dieser Teil des Paktes in Ordnung ging, denn immerhin hatten sich die Menschen, die in jenem Teil lebten, den die Sowjetunion besetzte, zumindest bis zum Einmarsch der deutschen Truppen im Jahre 1941 die Hitler-Herrschaft erspart. Außerdem hatte die Sowjetunion ein größeres Vorfeld für ihre Verteidigung. Wenn heute dieser Pakt auch von manchen linken Kreisen und auch von Kommunisten kritisiert wird und der Stalin-Politik zugesprochen wird, so darf man doch nicht vergessen, dass dies eine Notwehraktion der Sowjetunion war, weil der Westen nicht bereit war, den Pakt der kollektiven Sicherheit mit der Sowjetunion zu schließen. Es gab ja auch in England einflussreiche Kräfte, die gemeinsam mit Hitler in den Krieg gezogen wären. Ein eindeutiger Beweis ist doch der Flug vom „Führerstellvertreter“ Rudolf Heß, der mitten im Krieg, am 10. Mai 1941 auf einem Grundstück eines englischen Faschisten in England landete. Man wollte die englische Regierung für einen Friedensschluss gewinnen, um dann einen gemeinsamen Krieg gegen die Sowjetunion zu führen. Zum Glück wurde die Fallschirmschlagung des Rudolf Heß von englischen Bauern beobachtet, die Heß festnahmen. Sobald die Presse davon erfuhr, war jede Wendung der britischen Politik nicht mehr möglich. Ein weiterer Beweis, dass die englische Politik darauf abzielte, erst dann in das Geschehen einzutreten, bis sich die beiden Mächte vollends erschöpft hatten, war doch, dass jahrelang gewartet wurde, die zweite Front aufzumachen. Erst als die russischen Truppen bereits die deutsche Grenze erreicht hatten, griffen die Westmächte wieder in das Geschehen auf dem europäischen Kontinent ein. Trotzdem wird jetzt vielfach behauptet, dass der Ribbentrop-Molotow-Pakt auch Geheimklauseln enthalten haben soll, demzufolge österreichische Schutzbündler, die in der Sowjetunion Asyl gefunden hatten, an Hitler ausgeliefert werden sollten. Ich kann dies nicht überprüfen aber unter Schutzbündlern und Genossen gab es große Unzufriedenheit über die Politik Stalins. Die Auslieferung von Schutzbündlern und die vielen Todesurteile entsprachen durchaus auch seinem Handeln: „denjenigen, der nicht auf seiner Linie ist, in den Tod zu schicken“. Diese heutige Erkenntnis war für mich sehr schmerzlich, nicht nur weil ich viele Jahre an Stalin geglaubt, sondern auch andere junge Leute entsprechend beeinflusste hatte.

Der 2. Weltkrieg und die Internierung

England und Frankreich erklärten am 3. September 1939 Deutschland den Krieg, nachdem Hitlers Truppen in Polen einmarschierten. Nachdem meine Bürotätigkeit beim British Trust Fund im wesentlichen abgeschlossen war, da kaum mehr weitere Flüchtlinge eintrafen, besuchte ich das Polytechnikum und ließ mich dort als Autogen- und Elektroschweißer für Eisen und Aluminium ausbilden. Der 2. Weltkrieg hatte begonnen, und ich wollte etwas für den Kriegseinsatz tun. Wir Ausländer bekamen

jetzt die Arbeitserlaubnis. Hitler gelang es in einem Blitzkrieg, Polen und anschließend darauf die Benelux-Staaten sowie Frankreich einzunehmen. Die Engländer erlitten eine empfindliche Niederlage und mussten ihre Truppenverbände bei Dünkirchen mit großen Verlusten an Kriegsmaterial evakuieren. Zwei Monate zuvor marschierten die deutschen Truppen, durch den Verrat von Quisling, in Norwegen ein. Es herrschte große Verwirrung, und schon begann Görings Luftwaffe England zu bombardieren. Die Engländer hatten eine kleine Luftwaffe, die RAF (Royal Air Force), die aber sehr tapfer kämpfte. Es gelang ihr auch, den Deutschen große Verluste zuzufügen. Hitler ließ neue Waffen entwickeln: die V1, ein unbemannter Flugkörper, und in der weiteren Folge die V2 Raketen. Zunächst aber kamen die „Duddelbags“, so nannten die Engländer die unbemannten Flugkörper. Sie kamen mit großem Geräusch heran, und sobald das Geräusch aufhörte, stürzten sie ab und hatten die Wirkung einer Bombe.

Aber noch eine ganz andere „Bombe“ explodierte: Alle Österreicher und Deutschen wurden von der Polizei aus ihren Betten geholt und als feindliche Ausländer interniert. Dabei wurde kein Unterschied gemacht, ob es ein Jude oder ein politisch legitimierter Flüchtling war. Am 22. November 1939 bekam ich in meinem Polizeipass eine Stampiglie, in der es hieß: „The holder of this Certificate is to be exempted until further order from internment and from the special restrictions applicable to Enemy Aliens.“ Dann einen separaten Stempel zusätzlich: „Refugee from Nazi oppression.“ Das heißt auf deutsch, dass ich ein politischer Flüchtling bin und alle Beschränkungen für feindliche Ausländer, bei mir nicht zutreffen. Trotzdem wurde ich im Frühsommer 1940 verhaftet und zuerst in ein Sammellager und anschließend dann auf die Isle of Man, eine Ferieninsel zwischen England und Irland gebracht. Auf dieser Insel wurde ich hinter Stacheldraht interniert, also meiner Freiheit beraubt. Im Sammellager traf ich Walter Hollitscher, Naturwissenschafter und später Uni-Professor in der DDR. Er hat sich über unsere Begegnung schon deshalb so gefreut, weil er sich, ohne Bücher mitzunehmen, festnehmen ließ. Ich hingegen hatte vorgesorgt und etwa 25 Bücher bei mir, alles marxistische Literatur. Lieber hungrte ich, als auf Bücher zu verzichten. In London gab es eine Buchhandlung in der man auch in deutscher Sprache aus einem sowjetischen Verlag marxistische Literatur kaufen konnte. Ich hatte viele Bände von Engels, Marx und Lenin bei mir. Es war ein großer Rucksack und noch ein Koffer voll. „Du bist doch Kommunist, und Kommunisten teilen miteinander in der Not“, sagte Walter zu mir und verlangte, dass ich ihm zumindest die philosophischen Werke von Engels überlassen soll. Ich willigte ein – ich mochte Walter sehr, habe von ihm viel gelernt und so willigte ich ein. Aber ich stellte eine Bedingung: „Wenn wir beisammen bleiben, dann bekomme ich meine Bücher wieder zurück.“ Leider wurden wir getrennt, es gab auf der Isle of Man mehrere Lager. Dafür war ich mit meinem Freund Robert Bondy beisammen. Aber wir hatten es nicht leicht, denn in unserem Lager gab es eine zionistische Gruppe, die uns bei unserer Jugendarbeit für Österreich große Schwierigkeiten bereitete. Deren Ziel war es die Kinder für einen jüdischen Staat zu erziehen. Man zerrte mich sogar vor ein Lagergericht, weil ich mit meiner Tätigkeit den Zionisten angeblich ins Handwerk pfuschte.

In diesem Lager traf ich auch Erwin Weiß, ein zu dieser Zeit schon sehr talentierter Pianist. Nach seiner Freilassung aus der Internierung leitete er unseren Jugendchor in London bei zahlreichen großen Veranstaltungen. Nach dem Krieg leitete er den Gewerkschafts-Chor und wurde auch Direktor des Konservatoriums in Wien. Ich

kannte Erwin Weiß von der Roten-Falken-Gruppe 4, er war ein Freund von Willi Novak. Mit unserer österreichischen Jugendgruppe organisierte ich verschiedene Veranstaltungen und bat ihn, für uns ein Konzert zu geben. Es gab im Lager einen dafür großen Vortragssaal. Das Konzert war ein so großer Erfolg, dass ich diese Lagerleitung nicht mehr zu fürchten brauchte. Erwin spielte Chopin und Bach, es war ein wahrer Genuss.

Eines Tages erhielt ich einen Brief von Artur aus Frankreich. Da er in der Schweiz keine Arbeitserlaubnis bekam, ging er noch vor Kriegsausbruch nach Frankreich. Mutter und Lia blieben in der Schweiz. Jetzt wurde er aber, so wie alle Österreicher und Deutschen, interniert. Man zwang sie, in die Fremdenlegion zu gehen, was er leider auch tat, und sollte demnächst nach Afrika verschickt werden. In Frankreich herrschte dieselbe Politik wie in England. Auch bei uns und in den anderen Internierungslagern auf der Isle of Man setzte nun eine Werbung für das Pionier Corps ein. Ich weiß nicht ob es stimmt oder nicht, aber es hieß bei den Leuten, das Pionier Corps setzt sich zum Teil, ähnlich wie die Fremdenlegion in Frankreich, aus Kriminellen zusammen, die sich dafür gemeldet hatten um einer weiteren Strafverfolgung zu entgehen. Ausschlaggebend für mich war aber, dass ich mich nicht als Gefangener zum Eintritt in die Armee erpressen lassen wollte und auch Hitler nicht mit einer Schaufel, sondern mit einer Waffe im Rahmen einer österreichischen Kampftruppe bekämpfen wollte. Meine Freunde und ich lehnten daher die Teilnahme in einem Pionier Corps ab, und blieben weiterhin interniert. Jetzt gab es aber wieder eine neue Wendung. Durch Zufall kam mit Hilfe der Presse die Meldung in die Öffentlichkeit, wonach man begann, die internierten Flüchtlinge nach Kanada und Australien zu deportieren, um sie dort interniert zu halten. Man muss bedenken, wir hatten doch Asyl in England bekommen und wollten nicht nach Übersee. Ferner wurden in vielen oder gar in allen Fällen die Männer interniert, die Frauen jedoch nicht. Also verschickte man die Ehemänner gegen deren Willen nach Übersee und trennte sie von ihrer Familie. Man musste echte Zweifel bekommen, ob es sich hier tatsächlich noch um einen Krieg gegen den Faschismus handelte. Und jetzt platze die nächste Bombe: Wir konnten in einer Tageszeitung lesen, dass ein Transport internierter Flüchtlinge von einem deutschen U-Boot versenkt wurde und mehrere hundert dieser Leute ums Leben kamen. Man verwendete für solche Transporte alte Handelsschiffe und sandte diese ohne Begleitschutz fort. Nur wenige konnten sich retten, indem sie sich mehrere Stunden an einem Balken klammerten und von einem Fischerboot gerettet wurden. Einer von denen war ein Mitglied von Young Austria in London, den ich natürlich gut kannte, weil er auch ein Mitglied des KJV war. Es handelte sich um den später in Wien bekannten Rechtsanwalt Dr. Kurt Regner. Auf Grund dieser Meldung hatte ich mich mit anderen Genossen abgesprochen und eine Protestdemonstration vor der Kommandatur organisiert. Wir beschlossen, alle Lagerinsassen von diesem Vorfall zu informieren und zur Lagerkommandatur zu marschieren. In einem Protestschreiben verlangten wir den sofortigen Stopp dieser Deportationen.

In einem Nazi-Lager

Die Folge dieser Demonstration war, dass ich am nächsten Tag aufgefordert wurde meine sieben Sachen zusammen zu packen und sofort zur Kommandatur zu kommen. Davon noch betroffen waren die Genossen Artur Holzinger und Stefan Kaufmann, sowie drei deutsche Genossen, darunter auch ein kommunistischer Reichstagsabgeordneter. Die Namen dieser Genossen habe ich vergessen. Sämtliche Lagerinsassen waren beim Stacheldraht versammelt und bereiteten uns durch Zurufe einen lautstarken solidarischen Abschied. Wir wurden mit einem Schiff nach Liverpool und von dort nach Huyton gebracht. Es war nachmittags, der 24. Dezember 1940, als wir im Lager eintrafen. Wir sahen lauter kleine Einfamilienhäuser, deren Einwohner man offenbar deshalb evakuiert hatte, um dort Gefangene unterzubringen. In jedem dieser Häuser waren etwa sechs bis acht Leute untergebracht. Auch wir bekamen so ein Haus zugeteilt. Um das ganze Lager war ein Stacheldraht gezogen, und Soldaten bewachten die Absperrung. In der Mitte der Häuser gab es ein ebenerdiges Gebäude. Ich hatte den Eindruck, es war zuvor ein Konsumladen. Man sagte uns, mittags und abends wird dort gegessen, dies wäre der Speisesaal. Das Frühstück würde ins Haus geliefert werden. Abendmahl wäre um 18 Uhr. Als wir zum Speisesaal kamen, sahen wir auf dem Eingangstor ein Plakat mit folgender Inschrift:

„Volksgenossen

Heute Abend 18 Uhr
Sonnenwendfeier!“

Heil Hitler!“

Es war für uns sofort klar, dass wir uns in einem Nazigefangen-Lager befanden. Wir betraten den Saal. An einem Ende war ein Podium aufgebaut, und hinter einem Tisch saßen drei Männer mit schwarzen Reithosen, wie sie von der SS getragen wurde. Einer stand auf und kündigte den Beginn der Sonnenwendfeier an. Er forderte die Anwesenden auf, gemeinsam ein Nazilied zu singen, vermutlich war es das Horst-Wessel-Lied. An der Türe stand ein hoher Offizier der britischen Armee. Er wartete gespannt darauf was sich tun wird. Sobald die ersten Töne erklangen, fingen wir zu schreien an: „Nieder mit euch Nazis! Pfui, aufhören“ usw. Es entstand ein riesiger Tumult. Man stürzte sich auf uns, und es kam zu einer Saalschlacht, bei der wir natürlich als Minderheit brutale Schläge einstecken mussten. Ich hatte dabei einen Zahn verloren. Sobald die Rauerei begann, blies der Kommandant in sein Pfeiferl. Soldaten stürmten in den Saal, trennten uns von den anderen und führten uns in unser Haus. Zu unserem Schutz wurde unser Haus mit einem Stacheldraht umgeben und eine Wache aufgestellt. Fortan wurde uns das Mittagessen und das Nachtmahl ins Haus gebracht. Von den Soldaten erfuhren wir, dass diese Nazi unter dem Schutz des Schweizer Botschafters standen, der die Interessen Deutschlands während des Krieges vertrat. Diese sollten gegen höhere britische Offiziere, die in Dünkirchen gefangen genommen wurden, ausgetauscht werden. Offenbar war vorgesehen, uns ebenfalls den Deutschen auszuliefern. Über die Soldaten gelangte aber die Nachricht

über die Rauferei und auch unsere Namen an die Presse. Nach wenigen Tagen konnten wir in einigen Zeitungen lesen, dass Miss Rathbone, die liberale Abgeordnete, gemeinsam mit dem einem Labour-Abgeordneten im House of Commons (Parlament) eine Anfrage an den Innenminister stellte, wo beide wissen wollten, wie es komme, dass so aktive Nazi-Gegner mit Nazis in einem Lager eingesperrt wurden. Dabei wurde unsere Protestaktion geschildert und unsere Namen angeführt. Das hat uns vermutlich das Leben gerettet, denn bald darauf wurden wir wieder auf die Isle of Man zurückgebracht und unter großem Jubel von unseren Freunden begrüßt. Auch unsere Jugendzeitung Young Austria brachte einen zweiseitigen Artikel, verfasst von Otto Brichacek. Er berichtete über mein Leben und meinen Kampf gegen den Faschismus, aber auch über die solidarische Demonstration aller Lagerinsassen, als wir abgeführt wurden. Es war unfassbar, dass wir in ein Lager zu Nazis gesteckt wurden. Es war unfassbar, dass wir in ein Lager zu Nazis gesteckt wurden.

Zurück auf der Isle of Man

Es war schon Ende Jänner oder gar Mitte Februar 1941, als wir auf die Isle of Man zurückkehrten. Diesmal aber kam ich in ein anderes Lager, und natürlich traf ich dort auch wieder bekannte Gesichter. Unter anderem war auch Leopold Spira in diesem Lager, und so wie überall gab es auch dort eine gut funktionierende Jugendgruppe. Eines Tages veranstalteten die Soldaten neben dem Camp ein Sportfest und wir durften vom Lager aus zusehen. Ich fragte, ob ich beim Wettkampf über eine Meile (1,609 km) mitmachen dürfe und bekam dazu die Erlaubnis. Obwohl ich nun schon länger als ein Jahr eingesperrt war und nicht trainieren konnte, siegte ich im Meilenlauf gegen durchtrainierte Soldaten unter großem Jubel der Lagerinsassen. Mit 6,20 Minuten wurde ich Erster und bekam dafür eine Urkunde. Diese Sportveranstaltung fand im September 1941 statt.

Am 22. Juni 1941 hatten die Deutschen die Sowjetunion überfallen, und es gelang den Deutschen ziemlich rasch, in das Innere der Sowjetunion vorzudringen. Der Überfall kam offenbar für die UdSSR überraschend. Stalin dürfte damit nicht gerechnet haben. Da Churchill mit Stalin nun einen Pakt abschloss, hat sich das Verhalten der Behörden zu den Internierten geändert. In rascher Folge kamen viele frei. Unsere Organisation funktionierte inzwischen auch ohne uns weiter. Denn immerhin gab es etliche Genossen, die seinerzeit von der Internierung verschont blieben. So zum Beispiel Otto Brichacek. Er organisierte zahlreiche Veranstaltungen und auch Hilfsaktionen. So war es ein gutes Gefühl zu wissen, dass es draußen Leute gibt, die uns nicht vergaßen. Eines Tages wurde auch ich aufgerufen und nach London gebracht. Ich kam vor eine Art Tribunal. Es saßen mehrere Männer hinter einem Tisch, und der Vorsitzende stellte die Fragen. Es gab da auch einen mir unbekannten Österreicher, der die anderen beriet. Eine der Fragen lautete: „Sind Sie bereit, den Krieg Großbritanniens gegen Deutschland zu unterstützen?“ Meine Antwort lautete: „Ich habe den Faschismus und Hitler schon zu einem Zeitpunkt bekämpft, als ihr Premierminister Chamberlain in München mit Hitler einen Vertrag geschlossen hat. Sie wissen das sehr gut und haben mich als politischen Flüchtling aufgenommen, dafür bin ich Ihnen auch dankbar. Aber jetzt bin ich schon nahezu eineinhalb Jahre interniert, ich finde Ihre Frage unpassend.“ Darauf der Österreicher: „Sie scheinen die Frage nicht verstanden zu haben, Sie

sollen nur antworten, ob Sie den Krieg unterstützen wollen.“ Er sprach deutsch, obwohl ich den Vorsitzenden in englischer Sprache geantwortet hatte. Ich sagte dann nochmals: „Natürlich bin ich bereit zu kämpfen, allerdings mit der Waffe und nicht mit einer Schaufel. Ich werde als Mitbegründer und Vizepräsident von Young Austria einen Aufruf verfassen und die österreichischen Jugendlichen in England dazu aufrufen, gemeinsam mit mir eine österreichische Einheit im Rahmen der britischen Streitkräfte zu bilden. Ich kämpfe gegen Hitler und für ein freies Österreich.“ Damit wollte ich klar zum Ausdruck bringen, dass ich nicht als Fremdenlegionär für England in den Krieg ziehen werde, sondern als Verbündeter Englands für die Befreiung meiner Heimat kämpfen wolle. Ich wurde auch noch gefragt, ob ich glaube, dass in Österreich die Kommunisten eine große Rolle spielen würden. Diese Frage konnte ich aber nicht beantworten. So wurde entschieden, mich nicht freizulassen, und ich kam wieder zurück auf die Isle of Man.

Offenbar haben aber Freunde von meinem Komitee oder auch die liberale Abgeordnete Miss Rathbone, die sich schon zuvor im Parlament für mich einsetzte, für meine Freilassung interveniert. Jedenfalls wurde ich etwa drei Monate später, es war Dezember 1941, wieder nach London vor das gleiche Tribunal gebracht. Mir wurde wieder die gleiche Frage gestellt: „Wollen Sie England in seinem Krieg gegen Deutschland unterstützen?“ Und auch dieses Mal erklärte ich meine Bereitschaft für die Befreiung Österreichs zu kämpfen und in die britische Armee einzutreten. „Was ist, wenn die Deutschen Russland schlagen, kämpfen Sie dann weiter mit uns?“, wollte der Vorsitzende von mir wissen, dem ich spontan antwortete: „Sie meinen doch nicht im Ernst, dass es Hitler gelingt, die Sowjetunion zu besiegen. Und meinen Sie, wenn ein solcher Fall eintreten würde, dass dann England eine Chance hätte?“ Nach diesem seltsamen Frage-und-Antwort-Spiel wurde meine Freilassung ausgesprochen. Ich eilte ins Austrian Centre und hoffte, dort noch Genossen anzutreffen. Otto war da und ich erfuhr, dass während meiner Abwesenheit Herbert Steiner, der sehr tüchtig war, die Stelle des Sekretärs von Young Austria übernommen hatte.

Wieder in Freiheit

Ich beschloss, mich um eine Arbeit umzusehen und fand zunächst eine Stelle als Rohr-Schweißer in einer Autowerkstatt. Die Bezahlung war schlecht, wie man mir auf der Metallergewerkschaft, deren Mitglied ich selbstverständlich wurde, sagte. Da die Firma nicht bereit war, einen höheren Lohn zu zahlen, wechselte ich den Job. Nach einiger Zeit aber erfuhr ich, dass die große Flugzeugfabrik in Hendon einen Alu-Schweißer suchte. Es gab großen Mangel an geschulten Facharbeitern auf diesem Gebiet. Ich musste jedes Quartal eine Prüfung ablegen, um diese heikle Arbeit meistern zu können und bot an, für einen Akkordlohn zu arbeiten. Ich war an der Produktion interessiert, wollte aber auch mehr verdienen. Was ich nicht bedacht hatte war, dass andere Arbeiter meinem Tempo nicht folgen konnten. Eines Tages tauchte ein Mann von der Betriebsleitung mit der Stoppuhr in der Hand auf und meinte, die anderen könnten die Arbeit auch schneller machen. Das aber wollte ich nicht, lehnte die Stoppuhr ab und erklärte, ab sofort nur mehr wie vorgesehen ein Stück statt drei herzustellen. Mein energisches Auftreten zeigte Wirkung. An der festgelegten Zeit wurde nichts geändert. Ich wurde daraufhin von den Arbeitern zum Shopsteward

(Betriebsrat) gewählt, und erreichte, dass die Arbeiter bei Akkordarbeit ohne Zeitänderung ebenfalls mehr verdienen konnten. Ich versuchte der Betriebsleitung sowie meinen Arbeitskollegen klar zu machen, dass eine Produktionssteigerung im nationalen Interesse sei, weil die RAF (britische Luftwaffe) dringendst mehr Flugzeuge benötige. Die Gewerkschaft unterstützte meine Bemühungen. Ich hatte auch zahlreiche Arbeitskollegen dazu gebracht, der Metallergewerkschaft beizutreten.

Österreichische Gewerkschafter in England

Als bewusster Gewerkschafter achtete ich darauf, dass unsere jungen Leute, wenn sie einen Job in einem englischen Betrieb antraten, sofort Mitglied der britischen Gewerkschaft wurden. Inzwischen waren es bereits an die 1.200 Mitglieder unserer Jugendorganisation, die in den Betrieben für den Kriegseinsatz arbeiteten und Mitglieder der britischen Gewerkschaften wurden. Sie alle sollten natürlich auch Mitglieder der Landesgruppe österreichischer Gewerkschafter sein. Das war aber nicht die Absicht der Genossen Svitanic und Novy, da diese befürchteten, mit ihren Auffassungen für ein sozialistisches Großdeutschland in die Minderheit zu kommen. Sie verweigerten Neuaufnahmen von Mitgliedern, und ebenso verweigerten sie Abstimmungen zu den verschiedensten Anträgen, was den demokratischen Grundsätzen der Gewerkschaft widerspricht. Es gab deshalb immer wieder heftige Auseinandersetzungen. Zuletzt lösten sie dies Problem damit, dass sie mich und andere Genossen aus der Landesgruppe per Brief ausschlossen. Es fand darüber weder eine Sitzung statt, noch wurden ihre Behauptungen, die in der Begründung zum Ausschluss angeführt wurden, in irgendeiner Form belegt. Einer der Begründungen lautete: „Wegen ihrer aktiven Beteiligung an einer gegen die Landesgruppe scheingewerkschaftlichen Aktivität.“ Ich fragte mich nur, welche „scheingewerkschaftliche Aktivität“ gemeint war? Die erfolgreiche Mitglieder-Werbung für die Gewerkschaft oder meine Wahl zum Betriebsrat? Es war ganz offensichtlich eine politische Entscheidung und damit ein klarer Funktionsmissbrauch. Darüber blieb die Frage unbeantwortet, mit welchem Recht Svitanic und Novy die Aufnahme der 1.200 jungen Österreicherinnen und Österreicher in die Landesgruppe der österreichischen Gewerkschafter ablehnen konnten, obwohl alle der britischen Gewerkschaft angehörten. Anders dachte Jack Tanner (siehe Bild und Text im Anhang)

Young Austria im Kampf um eine freies Österreich

Young Austria war inzwischen zu einer mächtigen Jugendorganisation gewachsen. Wir veranstalteten große Festivitäten und Konzerte mit namhaften Künstlern, die gut besucht und meist ausverkauft waren. Unser Chor und die Tanzgruppe traten sogar in der ausverkauften Albert Hall auf. Es regnete förmlich an Einladungen englischer Jugendklubs. Wir hielten Verbindung mit gleichartigen Organisationen in aller Welt. So hatten wir natürlich auch Verbindung mit den deportierten Genossen und Freunden in Kanada und Australien sowie zu Freunden in Amerika. Es gab auch eine internationale

Zusammenarbeit mit Jugendvertreter aller in London vertretenen Funktionären Zu unseren Mitgliedern gehörte Erich Fried, damals schon ein talentierter Dichter und Lyriker, ebenso Artur West. Unsere Organisation verlegte unter anderen Gedichtbände, in welchen die beiden und andere ihre Gedichte zum erstenmal einem größeren Publikum vorlegen konnten. Der erste Gedichtband hieß „Mut“, der in einer großen Auflage herauskam.

Hier ein Abdruck eines der ersten Gedichte von Erich Fried, welches wir in unserer Zeitung im Mai 1941 veröffentlichten:

**Wir lieben das Leben, die Sonne, den Wind
die Städte, die endlos sich dehnen
die Menschen, die abends todmüde sind
und die sich nach Freude sehnen.**

**Wir lieben die Jungen, die abends spät
noch lernen, fragen und denken,
und jeden, der weiß, dass es heute d'rum geht
das eigene Schicksal zu lenken.**

**Wir lieben auch die, die's nicht besser verstehn
die dumpf und gedankenlos dienen
und abends im Kino nur Traumbilder sehn,
wir bringen das Licht auch zu ihnen.**

**Wir lieben die Menschen! Doch jene nicht
die andre nicht frei leben lassen
wir kämpfen, dass ihre Herrschaft zerbricht.
Weil wir lieben, müssen wir hassen!**

**Und lässt uns der Kampf um die Freiheit nicht Zeit
zu lachen und selbst uns zu freuen,
wir machen der Freude die Wege bereit
dem besseren Leben, dem neuen.**

**Wir lieben das Leben, die Sonne, den Wind
die Städte, die endlos sich dehnen,
die Menschen, die abends todmüde sind
und die sich nach Sonne sehne**

Am Wochenende gabs im Austrian Centre Tanzunterhaltungen, die von vielen jungen Leuten gerne besucht wurden. Auch ich ging oft hin, um Freunde zu treffen. Tänzer war ich keiner. Ich erinnere mich noch an das große Hallo, als ich nach meiner Entlassung aus der Internierung dort aufkreuzte. Vor lauter Hin- und Hergeschupfe, riss bei meiner Hose die Naht auf. Es war nicht sehr arg, aber als ein mir bis dahin unbekanntes, äußerst sympathisches Mädchen auf mich zutrat und mich zum Tanz aufforderte, musste ich ihr zu meinem Bedauern einen Korb geben. Eine Entschuldigung wollte sie aber nicht akzeptieren und so musste ich ihr die Geschichte mit der Hose erklären. „Das ist mir Wurscht“, sagte sie, „du tanzt jetzt mit mir.“ „Außerdem bin ich ein schlechter Tänzer“ warnte sie noch. Es half nichts. „Ich werde dich schon führen“ und nahm mich bei der Hand. Aus diesem Tanz ist eine sehr lange Beziehung entstanden. Edith, so hieß das schöne Mädchen, versprach mir die Hose zu nähen und wir verabredeten uns für den nächsten Tag. Ich wohnte inzwischen allein, in einem Boarding House in der Holland Road. Ich wollte sauber und ordentlich bei meinem ersten Rendezvous erscheinen und legte mich in die Badewanne. Sie wollte um 14 Uhr kommen, und es war erst 13.30, als es läutete. Schnell schlüpfte ich in meinen Bademantel und den Badeschuhen und lief zum Tor – ich wohnte im 1. Stock. Es war Jänner 1942 und noch recht kalt. Ich öffnete das Tor, aber niemand stand davor. Entweder hatte ich mich geirrt oder Edith hatte nicht lange gewartet und war schon wieder weg. Ich machte einige Schritte auf die Gasse, um zu schauen, ob ich sie noch sehen könnte. Da fiel die Haustür durch einen Windstoß zu, und ich stand fast nackt auf der Straße, nur mit einem Bademantel bekleidet. Ich läutete alle Glocken, niemand war zu Hause. Die vorübergehenden Passanten sahen mich misstrauisch an. Endlich kam Edith daher. Ich bat sie, sie möge zum Hausbesorger gehen, der etwa 100 Meter weiter wohnte, um einen Schlüssel zu holen. Soviel zu meinem ersten Rendezvous mit Edith. Wir heirateten am 12. Juni 1943, und es kamen

massenhaft Freunde. Die Mutter von Edith war eine hervorragende Gastgeberin. Aber ganz glücklich war sie nicht über die Heirat, weil Edith noch sehr jung war, knappe 18 Jahre, und verständlicherweise wollte sie ihr Kind noch weiter bei sich haben. Otto Brichacek war mein Trauzeuge.

Das Austrian Centre sowie Young Austria waren Teile der alle Österreicher umfassenden Organisation „Freie Österreichische Bewegung“; auf englisch: „Free Austrian Movement“ (FAM), die alle Österreicher umfasste. Die Leitung war schon seit 1941 mit den britischen Behörden in Verhandlungen, um Möglichkeiten zu erkunden, wie wir Österreicher im Rahmen der britischen Streitkräfte eine eigene militärische Einheit bilden könnten. Es wurde auch die Frage ventilert, zur österreichischen Einheit nach Tito-Jugoslawien transferiert zu werden. Das Endergebnis dieser Verhandlungen brachte endlich im Juni 1943 die Zustimmung des britischen Kriegsministeriums, Österreicher in den britischen Streitkräften in alle Einheiten aufzunehmen. Damit war der Zeitpunkt gekommen, an dem ich nun im Auftrag der Partei einen Aufruf an alle jungen Österreicher schrieb, den wir auf der Titelseite unserer Zeitung „Junges Österreich“ veröffentlichten. Mit diesem Artikel forderte ich alle jungen Österreicher in ganz Großbritannien auf, mit mir zur gleichen Zeit, und in allen Städten gemeinsam, sich bei den Rekrutierungszentren der britischen Armee einzufinden, um sich zum Dienst mit der Waffe zu melden. Es waren viele junge Burschen, und auch einige Mädchen, die gemeinsam mit mir am 25. Juni 1943 vor der Drill Hall in London, der zentralen Rekrutierungsstelle, eine riesige Warteschlange bildeten. Alle britischen Zeitungen berichteten darüber und brachten auch Fotos. Ähnliches spielte sich auch in anderen großen Städten wie in Manchester, Liverpool, Leeds usw. ab. Ich musste, als ich bald darauf die Einberufung erhielt, vor das Arbeitsgericht gehen, da die Firmenleitung meines Betriebes gegen meine Einberufung Einspruch erhob. Die Firma vertrat die Ansicht, dass ich wichtige Kriegsarbeit leiste und unersetztbar wäre. Außerdem wäre ich Geheimnisträger und dürfte nicht in den nächsten drei Monaten ins Ausland, das hieß, nicht an die Front gehen. Ich dagegen argumentierte, dass ein Schweißer zu ersetzen sei, nicht aber ein Österreicher, der für die Freiheit seines Landes kämpfen möchte. Letzten Endes gewann ich den Prozess vor dem Arbeitsgericht. Meine Arbeitskollegen schüttelten den Kopf, weil ich vor Gericht ging, um in den Krieg ziehen zu dürfen. Natürlich erklärte ich ihnen, dass ich prinzipiell ein Gegner des Krieges bin, aber gerade deswegen Hitler bekämpfen wolle.

In der kämpfenden Truppe

Genau am ersten Jahrestag meiner Heirat rückte ich ein. Es war der 12. Juni 1944. Dabei kam ich zu den Royal Fusiliers, einem Londoner Regiment. Die Ausbildung in Glasgow war sehr hart. Neben dem Drill gab es Gewaltmärsche mit 20 kg Gepäck, mussten in den Schlamm springen, über ein Seil hanteln und ähnliche „Späße“ mehr. Sicher muss eine Vorbereitung für den Kriegseinsatz sehr hart sein. Als Leistungssportler hatte ich dabei keinerlei Schwierigkeiten. Nach einer dreimonatigen Ausbildung gab es eine Woche Urlaub, den ich in London bei Edith verbrachte. Wir hatten eine kleine Wohnung in Cambridge Gardens, im 2. Stock. Es gab täglich Luftangriffe mit der V2, einer Raketenwaffe, die lautlos ankam. Wenn man sie pfeifen hörte, hatte sie bereits eingeschlagen. In unserer Gasse gab es für jedes Haus

Luftschutzbunker, die allerdings nur Schutz gegen Splitterwirkung boten, bei einem Volltreffer wäre man nicht geschützt gewesen. Edith und ich blieben in der Wohnung, schließlich war es ein letztes Mal, bevor ich an die Front geschickt werden sollte. Wir hatten großes Glück, denn eine V2-Rakete schlug im Nebenhaus ein, und mit großem Getöse flog das Fenster samt Rahmen auf unser Bett. Die Druckwirkung dieser Rakete war enorm. Wir blieben unverletzt, die Tuchent hatte uns beschützt. Als der Urlaub zu Ende ging, war es kein leichtes Abschiednehmen. Ein Krieg ist gewiss kein Honiglecken, und wer weiß, ob man diesen überlebt. Nach diesem Bombenangriff war ich in Sorge um Edith, und sie wieder sorgte sich um mich, denn bei der Landung der britischen Truppen in der Normandie gab es große Verluste. Auch einige junge Österreicher kamen dabei ums Leben, einer verlor sein Bein. Bevor ich eingeschifft wurde, konnte mich Edith noch in Folkstone besuchen. Ich bekam für eine Nacht Ausgang, und wir fanden eine englische Familie, die uns ein Zimmer zur Verfügung stellte. Diese Nacht war entscheidend für das Leben meines ersten Sohnes Stefan.

Mit dem Eintritt in die britische Armee wurde mein Name geändert. Meine Frau bekam ebenfalls Papiere mit meinem neuen Namen. Das war zum Schutz, falls ich in deutsche Gefangenschaft geraten sollte. Ich hieß nun Frederik Parker. Also schon wieder ein Name mehr. Wir verbrachten nun schon zwei Wochen in einer öden Gegend. Plötzlich kam mitten in der Nacht der Sergeant (Feldwebel) ins Zimmer und schrie: „Get up, hurry!“, das bedeutet auf deutsch: Aufstehen, rasch! Dann brachten uns mehrere Mannschaftswagen zu einem Flughafen. Wir bestiegen ein völlig leeres Flugzeug, ohne Sitze, und jeder bekam einen Fallschirm, der über eine Holzleiste eingehängt war. Der Sergeant erklärte uns was wir zu tun hätten, wenn wir das Kommando zum Abspringen bekämen. Aber es kam nicht zum Abspringen, wir landeten in Belgien und marschierten nach Brüssel in eine Kaserne. Dort brach die Ruhr aus, wir alle waren davon betroffen und kamen auf zwei Wochen in Quarantäne. Eine Woche gab es überhaupt nichts zu essen, nur schwarzen Tee. Der Durchfall wurde ausgehungert, und es trat bei allen Besserung ein. Aber wir waren geschwächt und durften noch eine Woche in Brüssel bleiben. Dann ging es weiter nach Deutschland. Ich las in der Zeitung, dass ein Waliser Regiment bei einer Schlacht im Schwarzwald völlig aufgerieben wurde. Akkurat wurden wir – 100 Mann – zu diesem Regiment versetzt. Ab nun war ich nicht mehr bei den Royal Fusiliers, sondern gehörte zu den Royal Welch Fusiliers. Man gab mir einen Streifen auf dem Oberarm, und damit war ich „Lance-Corporal“ und befehligte diese Truppe. Beim Hauptquartier angekommen meldete ich: „Zu Befehl Oberst, 100 Mann Verstärkung eingelangt.“ Da ich doch einen österreichischen Akzent in meinem englisch hatte, glaubte der Oberst, ich wäre ein Waliser. Er selbst war ein Londoner, und die Waliser hatten auch keine typisch englische Aussprache. „Na endlich wieder ein Waliser“, jauchzte der Oberst. Er war sehr überrascht als er hörte, dass ich ein Österreicher sei. „Sie bleiben hier, wir brauchen dringend einen Dolmetscher“ und sandte die Truppe mit einem Sergeant an die Front. Ich befand mich in der Kommandozentrale einer Division, ziemlich nahe der Front. Meine Aufgabe bestand darin, einige Gefangene auszufragen, was sie über den Krieg denken würden, wie es um die Moral stand, usw. Auf einen solchen Job hatte ich mich schon gefreut. „Gibt es unter euch Österreicher?“, war meine erste Frage, die ich stellte. Einer meldete sich, er grinste. „Was gibt es zu lachen?“ fragte ich ihn. „Sie haben einen Wiener Dialekt, haben Sie in Wien ihr deutsch gelernt?“ Ich sagte ihm, dass ich ein Wiener bin, der für die Freiheit seines Landes kämpft. Er erwiderte, dass

er jetzt als deutscher Staatsbürger zum Dienst vom Staat verpflichtet wurde. Zu meiner Überraschung beendete er das Gespräch in Anwesenheit seiner Mitgefangenen mit den Worten: „Wir alle haben genug vom Krieg“. Ich übersetzte dem Oberst unser Gespräch. So wurde ich fortlaufend als Dolmetscher für Kriegsgefangene eingesetzt.

Nach der Rheinüberschreitung befand sich unsere Einheit auf dem Weg nach Bochum. Dort musste ich mit einem Zweiten, hinter einem Tank laufen, und in die feindlichen Linien einfallen, um Gefangene zu nehmen und die Stellung des Gegners erkunden. Bei dieser Aktion erlitt mein Partner einen tödlichen Bauchschuss. Er hatte schon die Papiere für seinen Urlaub, den er am nächsten Tag antreten sollte. Es war tragisch, und wir alle trauerten um diesen Kameraden. Ein paar Tage später erwischte es mich. Wir hatten dieselbe Aufgabe. Mit einem Sergeant ging ich hinter einen Tank, der von einem Antitankgeschütz getroffen wurde, und als ich mich zu Boden warf, wurde ich von einem Schrapnell getroffen. Es tat überhaupt nicht weh, ich spürte nur den Schmerz eines Nadelstiches. Ich wollte mich erheben, konnte aber meine Beine nicht spüren. Ich rief dem Sergeant zu: „Ich habe keine Beine“. „Sie baumeln in der Hose,“ beruhigte er mich und riet mir, zu der nahe gelegenen Scheune zu kriechen, inzwischen hole er die Sanität. Am Bauch liegend und mit den Armen rudernd kroch ich zur Scheune. Dort angekommen hörte ich deutsche Stimmen. Jetzt ist das Ende nah, dachte ich mir. Ich hatte eine „Stengun“, eine Maschinenpistole bei mir. Mit dieser stieß ich das angelehnte Tor auf und schrie: „Hände hoch!“ Drinnen waren etwa 6 bis 7 junge Burschen, offenbar vom letzten Aufgebot, die sich in der Scheune verkrochen hatten, und diese schrien zurück: „Bitte nicht schießen, bitte nicht schießen!“ Ich hielt diese Burschen mit meiner Maschinenpistole solange in Schach, bis ich den Jeep der Sanitäter kommen hörte, dann wurde ich bewusstlos. Ich erwachte in einem großen Sanitätszelt, das für die Verwundeten hinter den Linien errichtet wurde und bat einen der Sanitäter um eine Schüssel. Jetzt bemerkte ich, das ich gelähmt war. Ich konnte mich unterhalb der Gürtellinie nicht bewegen und hatte auch kein Gefühl. Danach fiel ich wieder in Bewusstlosigkeit. Ich kann mich nicht erinnern, ob ich auf der Schüssel saß, oder ob alles in die Hose ging. Ich erwachte erst wieder, aus dem Schlaf, als mir ein Militärpriester, der mir die letzte Ölung geben wollte, Weihwasser ins Gesicht spritzte. „Oh good Lord, he is alive“, schrie der Priester, als ich mich, durch das Weihwasser erschreckt, bewegte. Ich lag auf einer Trage in einem Flugzeug, das sich im Anflug nach England befand. Ich hatte keine Ahnung wie lange die Bewusstlosigkeit andauerte, und ob ich schon vor dem Flug in einem Spital operiert wurde. Ich bat nur den Priester meine Gattin nicht zu verständigen. „Sie ist hochschwanger, der Schreck wäre nicht gut für sie.“ Und schon war ich wieder „weg vom Fenster“. Als ich erwachte lag ich in einem weißen Bett, in einem Spital in Leicester. Noch immer konnte ich meine Beine nicht spüren, konnte selber nichts tun, und war von der Hilfe der Schwestern abhängig. Es waren sehr junge und hübsche Irländerinnen, die sich zum Schwesterndienst gemeldet hatten. Ich bin ihnen für all die Mühe zum Dank verpflichtet. Das Geschoss wurde heraus operiert, und damit war auch meine Lähmung beseitigt. Es hatte mir auf einem Nerv gedrückt oder ihn auch verletzt, die Ärzte kriegten das jedenfalls wieder hin. Meine Bitte, Edith von meiner Verletzung nicht zu informieren hatte man aber negiert. Sie kam mich, sobald sie diese Nachricht erhalten hatte, im Spital besuchen. Bis ich das Spital verlassen konnte, dauerte es noch einige Zeit, dann wurde ich in ein Trainingslager geschickt.

Inzwischen war der Krieg zu Ende. Ich wurde als Dolmetscher zu einer Einheit nach Deutschland transferiert, die für die zivilen Einrichtungen der Militärverwaltung zuständig war. Ich wollte aber nach Österreich und versuchte es mit einem Urlaubsansuchen nach Wien, um über den Verbleib meines Vaters Erkundigungen einholen zu können. Tatsächlich wurde dieser Urlaub bewilligt und so kam ich im Dezember 1945 nach Wien.

Wieder in der Heimat

Ich hatte mich beim Militäركommando im Schloss Schönbrunn zu melden. Dort wurde ich angewiesen, in der Maria-Theresien-Kaserne Quartier zu beziehen. Ich ging in das Dolmetscher-Zentrum, im Schloss Schönbrunn und ersuchte den diensthabenden Offizier, mich hierher überstellen zu lassen. Das brauchte ich ihm nicht zweimal zu sagen. Es gab großen Mangel an Dolmetschern und da ich Österreicher und noch dazu Wiener bin, war es auch sein Wunsch. So kam nach einigen Tagen die telegrafische Benachrichtigung, dass ich zum Oberkommando der britischen Armee in Österreich transferiert wurde. Das Oberkommando hatte seinen Sitz in Kärnten und diese überstellten mich zur Alliierten Kommission in Wien, britisches Element, Schloss Schönbrunn. Damit war ich endgültig in Wien, musste aber auf meine Abrüstung vom Militär noch bis 1947 warten. In Wien sah es furchtbar aus. Aber es war trotzdem kein Vergleich mit Hannover oder anderen deutschen Städten, die ich gesehen hatte, und die praktisch nur aus Schutthaufen bestanden. Dennoch waren die Zerstörungen in Wien auch nicht ohne. Die Rote Armee, die Wien befreit hatte, bekam den Auftrag, besonders auf die Kulturdenkmäler zu achten. Der Tag der Befreiung, der 8. Mai 1945, war ein Freudentag für alle – allerdings nicht für jene, die den Endsieg Hitlers erhofft hatten. Die Wiener tanzten zu den Klängen der russischen Militärkapelle den Donauwalzer vor dem Parlament, und fremde, einander unbekannte Menschen umarmten sich. Hitler war geschlagen und Österreich war wiedererstanden.

Am 29. September 1945 erblickte mein Sohn Stefan das Licht der Welt. Ich konnte nicht dabei sein, aber ich freute mich über diese Nachricht und auch darüber, dass Edith und Stefan die Geburt gut überstanden hatten. Ich hatte natürlich den Wunsch, beide baldigst zu sehen, aber ich musste noch warten. Ediths Eltern waren geschieden, und ihre Mutter wanderte noch vor dem Krieg nach England aus. Daher wuchs Edith als Kind in London auf. Sie besuchte dort die Schule und entwickelte ziemliches Talent auf kunstgewerblichem Gebiet. Ediths Vater blieb in Wien, er überstand die Hitlerzeit und half den Eltern von Ediths Mutter, nach Ungarn zu flüchten. Die ganze Zeit über hatte er eine jüdische Frau versteckt. Er hatte einen kleinen Ledergalerie-Laden auf dem Mariahilfergürtel. Natürlich ergriff ich die nächste Gelegenheit, um ihn zu besuchen. Ich traf ihn zu Hause an und stellte mich als seinen Schwiegersohn vor. Auf Grund meiner englischen Militäruniform war er anfangs überrascht, was dieser Soldat von ihm wolle. Und dann freute er sich zu hören, dass Edith und ihre Mutter am Leben und gesund waren. Ich informierte ihn auch, dass er Großvater geworden ist. Es gab also für Herrn Berger, so hieß mein Schwiegervater, jede Menge Überraschungen. Wir waren uns beide gleich sehr sympathisch. Er erzählte mir, wie er den Krieg überlebte und von seinem Lederwaren-Geschäft mit teilweise eigener Erzeugung. Da ich beabsichtigte, in Österreich zu

bleiben, erwartete ich auch die baldige Rückkehr von Edith. Das hatten wir noch vor der Eheschließung so ausgemacht.

Im „Dolmetscher Pool“ hatte ich wichtige Dokumente vom Englischen ins Deutsche zu übersetzen und umgekehrt. Eines Tages wurde bekannt gegeben, dass Offiziere, die voraussichtlich länger in der Alliierten Kommission bleiben werden, die Möglichkeit bekommen, ihre Familie nach Wien zu bringen. Zu diesem Zweck wurde ein Major beauftragt, im 13. Bezirk die Villen der zumeist geflohenen Nazifunktionäre in Besitz zu nehmen und eventuell dort wohnende Personen umzusiedeln. Ich wurde abkommandiert, dem Major als Dolmetsch zur Verfügung zu stehen. Ein Beamter des Wiener Wohnungsamtes begleitete uns, um die eventuell notwendigen Umsiedlungen zu ermöglichen. Ich besorgte mir zu diesem Zweck die Adressen der Villen vom Bezirkspolizeikommissariat, wo die Listen der schwer belasteten Nazis auflagen. Während meines Aufenthaltes in Deutschland wurde ich Korporal, jetzt bekam ich einen weiteren Streifen und wurde zum Sergeant ernannt.

Eines Tages gab es aber für mich eine Riesenüberraschung. Wir läuteten an der Tür einer Villa und es öffnete uns eine alte Frau in armseliger Kleidung. Ich dachte zunächst, es wäre die Hausbesorgerin. Der Major wollte immer alle Räume sehen und prüfen, ob diese für eine britische Familie geeignet wären. Die Frau, die von einem jüngeren Mann begleitet wurde öffnete die Tür zum Schlafzimmer, und ich konnte meinen Augen nicht trauen. In dieser Nazi-Villa hing an der Wand ein großes Bild von Hedy Urach, versehen mit einem schwarzen Trauerflor. Ich fragte den Mann, wieso sich hier ein Bild von Hedy Urach befindet. Dieser, erstaunt darüber, dass ein englischer Soldat Hedy Urach kannte, stellte sich als Alois Urach, und die Frau neben ihm als seine Mutter vor. „Hedy war meine Schwester und wurde hingerichtet.“ Ich informierte ihn mit wenigen Worten wer ich sei und dem Major, was sich gerade zugetragen hatte: „Dieses Mädchen auf dem Bild ist eine Freiheitskämpferin und wurde hingerichtet. Ich habe sie gekannt, bevor ich aus Österreich fliehen musste. Als ich dem Major vorschlug, die Beschlagnahmung wieder aufzuheben und die Beiden, die aus dem Konzentrationslager kamen, hier wohnen lassen, war er damit einverstanden und wir zogen ab. Später erfuhr ich, dass es sich in Parteikreisen in Hietzing herumsprach, im englischen Militär gäbe es einen Wiener Kommunisten. Der Kreis hatte sich geschlossen: Als ich Österreich verließ war mein letzter Kontakt mit der Partei die Genossin Hedy Urach, und jetzt wurde sie wieder meine erste Berührung mit der KPÖ in Wien. Ich war aber über die Umstände dieser traurigen „Begegnung“ sehr ergriffen.“

Auch ich gehörte zu dem Personenkreis, der für eine längere Zeit in Wien dienstverpflichtet sein würde, deshalb hatte ich auch ein Anrecht, meine Familie nach Wien zu bringen und ein Armeequartier zu beziehen. Ich erhielt die Bewilligung. Auf eine Villa legte ich aber keinen Wert. Ich wollte doch in Österreich bleiben und hätte nach Abzug der Besatzungsmächte diese wieder räumen müssen. Deshalb war es mir recht, dass unter den Adressen, die ich von der Polizei bekam, auch ein Reihenhaus der Gemeinde Wien dabei war. Ich betrachtete es auch als Wiedergutmachung, denn meine Familie hatte eine Gemeindewohnung, bevor wir alle flüchten mussten. Dieses Reihenhaus wurde von den Engländern beschlagnahmt, da der Wohnungsinhaber zum Personenkreis der belasteten Nazis gehörte. Ich veranlasste, dass die darin

wohnende Familie alles mitnehmen konnte. Dann zog ich in die Wohnung ein. Davor hatten wir sie auf eigene Kosten einrichten lassen. Ediths Vater hatte uns dabei sehr geholfen. Um auch weiterhin in dieser Wohnung bleiben zu können, hatte ich als österreichischer Staatsbürger die ordentliche Zuweisung vom Wohnungsamt rechtlich abgesichert. Inzwischen ist Edith mit Stefan in Österreich eingetroffen, es war März 1946 und noch kalt. Mit ihnen kamen noch weitere Familien von österreichischen Soldaten, mit denen wir befreundet waren. Auch Otto Brichacek und Berta sowie viele andere österreichische Genossen waren nun hier in Wien. Es gab ein großes Wiedersehen. Stefan war erst fünf Monate alt, und Edith brachte einen englischen Kinderwagen mit, der hier großes Aufsehen erregte, weil er so ungewöhnlich hoch war. Für die Leute war es ein komischer Anblick, wenn ich in englischer Uniform, mit Stefan im Kinderwagen, spazieren ging. Von unseren Nachbarn wurden wir von allen Anfang an sehr freundlich aufgenommen.

In der Zwischenzeit erfuhr ich, dass Artur in Schweden ist. Er hatte sich nach einigen Monaten Dienst in der Fremdenlegion in Afrika von dort abgesetzt und kehrte illegal nach Frankreich zurück. Dort wurde er in Lyon, das zum nicht okkupierten Teil von Frankreich gehörte, von einem Spitzel erkannt und den Deutschen ausgeliefert. Über Paris kam er in das berüchtigte Konzentrationslager nach Auschwitz. Er überlebte die drei Jahre Gefangenschaft bis zur Befreiung des Lagers durch die Rote Armee. Allerdings wurde das Lager vor Eintreffen der Russen von der SS geräumt. Die Gefangenen wurden Gewaltmärschen nach Deutschland ausgesetzt, welche der größte Teil nicht überlebte. Nach der Befreiung durch die Amerikaner meldete er sich beim schwedischen Roten Kreuz, das ihn nach Schweden brachte.

Auch mit meiner Mutter hatte ich Kontakt. Ich reichte bei meiner vorgesetzten Stelle ein, meine Mutter in der Schweiz besuchen zu dürfen. Das war nicht einfach, weil ich gemäß den Bestimmungen der britischen Armee meine Uniform nicht ablegen durfte, aber die Schweiz als neutrales Land keine fremden Soldaten in Uniform einreisen ließ. Sie machten aber eine Ausnahme, vermutlich bekam ich diplomatischen Status, und so reiste ich im Mai 1945 in britischer Armee-Uniform in die Schweiz. Meine Mutter und Lia waren überglücklich mich zu sehen und ich war froh, dass es beiden gut ging. Lia war inzwischen eine junge Dame geworden. Im August 1946 konnte ich sie noch ein zweites Mal besuchen, diesmal durfte auch Edith mich begleiten. Im Winter, am 14. Februar 1947, bekamen wir dann auch noch „home leave“ (Heimurlaub), um Ediths Mutter in London zu besuchen. Natürlich mit dem Baby. Es war eine abenteuerliche Fahrt, weil das Taxi, das uns zum Westbahnhof bringen sollte, infolge der vorangegangenen Schneefälle nicht eintraf und wir aus Angst, den Zug zu verpassen, schon nahezu hysterisch wurden. Wir rannten mit den Koffern auf die Straße, Edith mit dem Baby in einer Hand und einen Koffer in der anderen Hand. Ein Koffer klappte auf, und alles fiel in den Schnee. Mitsamt dem Schnee buddelten wir wieder alles in den Koffer hinein, erwischten ein Taxi und erreichten den Zug, gerade als dieser abfahren wollte. Als wir im Zug saßen, fielen wir uns erleichtert in die Arme. In London angekommen sah ich die großen Schäden, die der Stadt durch die deutschen Luftangriffe zugefügt worden waren. Auch auf wirtschaftlichem Gebiet waren die Folgen des Krieges spürbar. Die Lebensmittel waren rationiert, aber auch Kohle, also Heizmaterial. Edith und ich mussten uns die Rationskarten holen, sonst hätten wir nichts zu essen gehabt. Ediths Mutter war überglücklich, uns und vor allem

das Baby bei sich zu haben. Wir verbrachten drei schöne Wochen und dann ging es wieder zurück nach Wien.

Am 10. Mai 1948 bekamen wir noch einen Sohn, der uns viel Freude bereitete. Beide Söhne sind inzwischen längst verheiratet, haben selbst Kinder und liebevolle Ehefrauen. Ich selbst habe mich im Jahr 1970 von Edith getrennt, wir sind in aller Freundschaft auseinander gegangen und weiter Freunde geblieben. Wir haben uns leider auseinander gelebt, die Hauptschuld liegt wahrscheinlich in erster Linie bei mir.

Von den Personen, die in meiner Jugend eine wichtige Rolle spielten, traf ich fast alle wieder. Otto Jirik war Funktionär in der Partei, auch Alfons Zimmermann war wieder politisch tätig. Hans Wolker war zu meiner Überraschung nicht nur in der KPÖ, sondern sogar ein wichtiger Mann in der Redaktion der Volksstimme. Die größte Überraschung erlebte ich allerdings, als ich einen Gruppenabend von Junges Österreich in Meidling besuchte. Ich traf dort meine ehemalige Freundin Rosl Buchberger, und ich freute mich riesig, dass sie, ihre Zwillingschwester Lisl und die Eltern den Faschismus und den Krieg überlebt hatten. Sie erzählte mir, dass sie und ihr Vater von den Nazis verhaftet wurden und von einem furchtbaren Verhör auf dem Morzinplatz, dem Hauptquartier der Gestapo. Man zeigte ihr den scheußlich zugerichteten Vater, der Rücken war ein einziger Blutklumpen, und man drohte, ihr selbiges anzutun, wenn sie nicht gestehen würde. Als man sie dann in der Nacht neuerlich zum Verhör brachte, riss sie sich von ihrem Wächter los und stürzte sich zwischen dem 3. und 4. Stockwerk über das Stiegengeländer in die Tiefe. Drei Monate lag sie dann im Inquisiten-Spital. Jahre später traf ich sie wieder im Globus-Verlag, sie wurde Chefredakteurin der „Stimme der Frau“ und heiratete den Chefredakteur von „Jugend Voran“ Georg Breuer. Er war auch ein Genosse aus der englischen Emigration und Mitglied des KJV sowie von „Young Austria“. Ich habe beide unlängst besucht, es geht ihnen gut, haben drei Kinder und auch Enkelkinder. Auch die Lisl lebt noch und hat ebenfalls drei Kinder. Es war schön, nach so langer Zeit diese alten Freunde wieder zu sehen.

Die Genossen, die in der Hitlerzeit aktiv waren, wurden täglich mit dem Tod konfrontiert. Es haben viele hervorragende Genossen ihr Leben im Kampf für die Freiheit Österreichs verloren. Es gab auch aus anderen Kreisen Helden, die ihr Leben im Kampf gegen Hitler eingesetzt haben. In den letzten Tagen versuchten einige Militärangehörige eine sinnlose Zerstörung Wiens abzuwenden und traten mit der Roten Armee in Verbindung. Leider ist dieser Versuch missglückt, und die Leute wurden öffentlich exekutiert und auf Laternen erhängt.

Auch Karl Renner, der zur Zeit des Einmarsches der Hitlertruppen und der von Hitler veranlassten Volksabstimmung 1938 den so genannten „Anschluss an Deutschland“ als „historischen Fortschritt“ bezeichnete, versuchte Kontakt mit den Russen aufzunehmen, was ihm auch gelang. In der Moskauer Erklärung hatten sich die Siegermächte auf das Wiedererstehen unseres Österreichs geeinigt. Sie verknüpften diese Erklärung mit der Forderung, dass das österreichische Volk auch einen Beitrag zu seiner Befreiung leisten müsse. Diesen Beitrag haben wir geleistet, wenngleich die Befreiungsbewegungen in vielen anderen europäischen Ländern weitaus größer waren. Das hing natürlich mit den historischen Umständen zusammen, welche die

wesentliche Voraussetzung für den starken Einfluss der nationalsozialistischen Gesinnung unseres Volkes war. Die wiedererstandenen drei demokratischen Parteien, die ehemaligen Christlichsozialen, die sich nun Österreichische Volkspartei nannten, die Sozialdemokraten mit ihrem neuen Namen „Sozialistische Partei“ und die Kommunistische Partei bildeten am 27. April 1945 eine provisorische Regierung unter dem Vorsitz von Karl Renner, die zunächst nur von den Russen anerkannt wurde. Im Westen Österreichs war zu diesem Zeitpunkt noch Krieg. Nur Wien und wesentliche Teile Ostösterreichs waren von der Roten Armee befreit worden. Am selben Tag wurden von den drei Parteien die Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet und veröffentlicht (siehe Anhang).

Das wiedererstandene Österreich

Mit der Bildung einer provisorischen Regierung, der auch Kommunisten angehörten, und der Proklamation ist die Zweite Republik Österreich wiedererstanden. Die im Anhang im vollen Wortlaut zitierte Proklamation der drei demokratischen Parteien ist das Gründungsdokument des neuen Österreich. Die provisorische Regierung hat auch die ersten demokratischen Wahlen für den 25. November 1945 festgelegt und vorbereitet. Der Ausgang dieser Wahlen war aber für uns Kommunisten sehr enttäuschend. Obwohl die Kommunisten die größten Opfer im Kampf gegen den Faschismus zu beklagen hatten, gab uns das österreichische Volk nur 5% der Stimmen, womit wir im Nationalrat mit 4 Mandaten vertreten waren. Bundeskanzler Figl räumte uns sogar einen Ministerposten ein, und Genosse Dr. Altmann übernahm das Ressort Elektrifizierung und Energiewirtschaft. Für den schlechten Ausgang dieser Wahl gibt es vielfältige Ursachen. Die Rote Armee wurde anfangs als Befreierin stürmisch begrüßt, aber manche Soldaten haben sich leider an Plünderungen beteiligt und es gab auch Vergewaltigungen von Frauen. Das hat uns sicher geschadet, insbesondere da dies von den Nazis ausgenutzt wurde. Dort wo russische Offiziere solcher Soldaten habhaft werden konnten, gab es strenge Maßnahmen, bis zum Erschießen von Tätern. Schließlich hat mit der Befreiung Österreichs nicht ein gleichzeitiges politisches Umdenken bei den Menschen eingesetzt. Dazu kam auch, dass viele Österreicher, die zwar zum größeren Teil nur Mitläufer waren, Angst vor Rache der aus den Konzentrationslagern und der Emigration zurückgekehrten Kommunisten, hatten, und daher lieber die ÖVP oder SPÖ wählten. Auch wenn diese Angst unbegründet war. In der Folge zeigte auch die westliche Propaganda eine starke Wirkung. Amerika hat mit dem Krieg gute Geschäfte gemacht, ist selbst unversehrt geblieben und hat mit der Versendung von „Care“ Paketen viel Eindruck einer wirtschaftlich starken Macht gemacht. Nicht zuletzt hat der Abwurf der zwei Atombomben auf Japan nicht nur den Krieg mit Japan sofort beendet, sondern der Welt auch zeigen sollen, wer jetzt die Macht in der Welt hat. Unsere Partei war aber immerhin zum ersten Mal in ihrer Geschichte im Nationalrat vertreten und hatte sogar einen Minister in der Regierung. Leider hat die Partei damals zu wenig hinterfragt, worin die Ursache bestand, dass nach dieser Aufbruchsstimmung im Volke es nicht gelungen ist, die Positionen für weitere Erfolge zu nützen. Hier gab es zweifellos Probleme, die nicht bewältigt wurden. Eine gewisse Rolle spielte dabei die kritiklose Hinnahme der Demontage von Maschinen durch die Russen, die diese gar nicht benötigten oder gebrauchen konnten. Dabei war es gerade die Sowjetunion, die am

entschiedensten Österreich als erstes Opfer des Nationalsozialismus bezeichnete. Diese widerspruchsvollen Handlungen einer sozialistischen Macht unter Stalin und der fehlende Protest der KPÖ – hat zumindest nach außen hin – hat sowohl dem Ansehen der Sowjetunion als auch der KPÖ sehr geschadet.

Zurück in Zivilkleidung

Obwohl ich mich nur auf Kriegsdauer zum Militär verpflichtet hatte, erfolgte meine Abrüstung erst am 15. August 1947. Ich erhielt drei Orden für meinen Kriegseinsatz und auf meinen Entlassungspapier ein schönes Zeugnis. Da heißt es: „Military conduct was exemplary. He is a good type of man on whom reliance can be placed. He has worked hard and efficiently. Honest, sober and reliable“. Jetzt begann für mich und meine Familie das zivile Leben. Ich meldete mich im Zentralkomitee. Zunächst traf ich Genossen Franz Honner, der in der provisorischen Regierung Innenminister war, aber natürlich nach dieser Wahl ausschied und Obmann der KPÖ Niederösterreich wurde. Genosse Honner trug mir sofort einen Posten als Direktor oder Personalchef in einem USIA Betrieb an. Diese Betriebe waren ehemals deutsches Eigentum, die unter sowjetische Verwaltung gestellt wurden. Nach 1955 wurden sie verstaatlicht und sind heute großteils wieder privatisiert. Ich wollte keine der beiden Posten, sondern ein einfacher Funktionär in der Partei bleiben. Darauf schickte er mich zum Genossen Albert Hirsch, den Kaderverantwortlichen der Wiener Stadtleitung, der mir die Stelle eines Bezirkssekretärs im 1. Bezirk anbot. Dort gab es eine kleine Sektion und zwei Betriebsorganisationen. Ich nahm die Aufgabe an. Obmann war der Genosse Kelen, ebenfalls ein Genosse aus der englischen Emigration. Im 1. Bezirk war die Zentralkommandatur der Roten Armee. Am 7. November wurde der Obmann und der Sekretär zur Oktoberfeier in die Zentralkommandatur eingeladen, also Kelen und ich. Nach einer kurzen Ansprache folgte ein Saufgelage. Neben mir saß ein Dolmetscher, der mir sagte, ich müsse bei jeden Toast das Glas mit Wodka komplett austrinken. Dabei handelte es sich um ein Achtel-Glas. Ich versuchte ihm klar zu machen, dass ich im Komsomol aufgewachsen bin und es dort absolutes Alkoholverbot gab. Ich hatte bisher noch keinen Tropfen Alkohol getrunken. Er gab mit den Rat viel zu essen, dann würde der Wodka nach oben schwimmen und nichts wird passieren. Ich verließ mich nicht darauf und als es dann hieß: „Es lebe Stalin“, habe ich das Glas an den Mund gehalten und den Inhalt mit einer schnellen Bewegung in die Erde eines Baumes, der neben mir stand, geschüttet. So gab es unendlich viele Toasts, auf alle Volkskommissare, auf den Kommandanten, auf die Sowjetunion, auf die Wiener Genossen usw. Ich glaube, der Baum wird den nächsten Tag nicht überlebt haben. Die meisten waren sternhagelvoll. Am meisten hat es Kelen erwischt, der schon unter den Tisch gerutscht war, und den die Russen dann mit einem Auto nach Hause bringen mussten. „Kein guter Kommunist dein Obmann“, sagte der Dolmetsch, „du sehr gut“. Das war das Alkoholurteil dieses ahnungslosen Rotarmisten.

In jener Zeit meiner Tätigkeit als Sekretär im 1. Bezirk habe ich leider meine Familie sehr vernachlässigt, denn ich ging in der Früh zeitig weg und kam spät abends nach Hause. In dem einen Jahr in dem ich Bezirkssekretär war, hatte ich eine 2. Sektion und 19 Betriebsorganisationen geschaffen. Ich musste jeden Abend in eine andere Versammlung referieren gehen und bekam nur sehr wenig Unterstützung von Seiten

der anderen Bezirksleitungs-Mitglieder. Dann wurde es mir zu dumm und ich bat um Versetzung in den 13. Bezirk. Ich wurde Bezirksvertreter der Volksstimme für Hietzing und Mitglied der Bezirksleitung. Auch die Funktion des Betriebsverantwortlichen übernahm ich noch. Als Bezirksvertreter der Volksstimme hatte ich die Hauszustellung für die Abonnenten zu organisieren, und war verantwortlich für das Inkasso bei den Trafiken und Kolporten. Selbstverständlich kümmerte ich mich auch um die weitere Verbreitung unserer Zeitung. Wir gingen jeden Samstag von Tür zu Tür und versuchten neue Abonnenten zu werben. Ich glaube, ich war sehr erfolgreich, soweit man dies zu dieser Zeit sagen konnte. Ich wurde dann als Abteilungsleiter in den Globus Verlag berufen und übernahm die Leitung der Abonnementabteilung. Später baute ich dann die Abteilung „Vertrieb ausländischer Zeitschriften“ aus, die sich mit den Vertrieb der Bild- und Informationszeitschriften der Sowjetunion, China und den realsozialistischen Ländern befasste. Bezirkssekretär im 13. Bezirk war damals Hans Brennig, ein äußerst tüchtiger Genosse, der gemeinsam mit seiner Gattin Erna große Feste veranstaltete. Es gab sechs Sektionen und ich war überrascht, so ein Parteileben in einem bürgerlichen Bezirk vorzufinden. Wir machten anfangs ganz schöne Fortschritte. Die Veranstaltungen waren gut besucht aber allmählich ging es bei uns, so wie überall, bergab.

Der kalte Krieg, die Politik der Sowjetunion und die kritiklose Haltung der KPÖ, die Ereignisse mit dem Einmarsch der Warschauer-Pakt Truppen in die CSSR, dass alles kostete uns das Vertrauen der Menschen, bis letztendlich der Zusammenbruch der realsozialistischen Länder, einschließlich der Sowjetunion, die Partei in eine weitere tiefe Krise führte, die bis zum heutigen Tag nicht überwunden ist. Meine Erfahrungen haben mich gelehrt, dass uns Zerwürfnisse ganz bestimmt nicht weiter bringen werden, dass wir dialogfähig sein müssen, uns nicht vor Neuem verschließen dürfen, dass es eine erneuerte Kommunistische Partei braucht. Gerade in Zeiten wie diesen. Viele unserer alten, kämpferischen Genossen sind gestorben. Aber es gibt viele sehr erfreuliche Entwicklungen unter der heutigen jungen und jüngeren Generation. Es wächst wieder das Interesse an marxistischer Theorie und auch an der KPÖ. Das Wichtigste aber ist mir, dass sich diese jungen Menschen gegen faschistoide und fremdenfeindliche Anzeichen kräftig zur Wehr setzen und der weltweiten Globalisierung des Kapitals einen entschiedenen Kampf angesagt haben.

Ich habe die Hoffnung, dass die gegenwärtige Krise in der Welt gelöst und ein neuer globaler Krieg verhindert werden kann. Mein Wunsch ist, dass die Jugend, deren Leben ja erst begonnen hat, sich besinnt und ihr Schicksal in ihre eigenen Hände nimmt. Ich habe sicher nicht umsonst gekämpft und bereue keineswegs, mein Leben für die kommunistische Partei und für den gesellschaftlichen Fortschritt gelebt zu haben. Ich bin fest davon überzeugt, dass es eine sozialistische Gesellschaft für die Lösung der Probleme unserer heutigen Zeit braucht. Es bedarf aber viel Arbeit und Mühe, die Mehrheit der Menschen von dieser Idee zu überzeugen. Propaganda allein wird dabei nicht genügen, nur die Erfahrung jedes einzelnen Menschen selbst kann die Erkenntnis bringen. Wenn wir Kommunisten und Kommunistinnen wieder Vertrauen gewinnen wollen, müssen wir es uns tagtäglich von Neuem erwerben und uns dabei als würdig erweisen. Es ist ein Prozess, der viel Geduld und Kleinarbeit braucht, ohne großen Sprüche und Phrasen. Viele meiner Jugendgefährten leben nicht mehr, aber ich habe neue Freunde gefunden und helfe weiter, solange ich atmen kann.

Anhang

Proklamation

Angesichts der Tatsache, dass der Anschluss des Jahres 1938 nicht wie dies zwischen zwei souveränen Staaten selbstverständlich ist, zur Wahrung aller Interessen durch Verhandlungen von Staat zu Staat vereinbart und durch Staatsverträge abgeschlossen, sondern durch militärische Bedrohung von außen und den hochverräterischen Terror einer nazifaschistischen Minderheit eingeleitet, einer wehrlosen Staatsleitung abgelistet und abgepresst, endlich durch militärische kriegsmäßige Besetzung des Landes dem hilflos gewordenen Volke Österreich aufgezwungen worden ist,

angesichts der weiteren Tatsache, dass die so vollzogene Annexion des Landes sofort missbraucht worden ist, alle zentralen staatlichen Einrichtungen der ehemaligen Bundesrepublik Österreich, seine Ministerien und sonstigen Regierungseinrichtungen zu beseitigen und deren Bestände nach Berlin wegzuführen, so den historisch gewordenen einheitlichen Bestand Österreich aufzulösen und vollkommen zu zerstören. Österreichs Hauptstadt Wien, die vielhundertjährige Residenzstadt, zu einer Provinzstadt zu degradieren, die Bundesländer aller ihrer geschichtlichen Selbstregierungsrechte zu berauben und zu willenlosen Verwaltungssprengeln unberufener und dem Volke unverantwortlicher Statthalter zu machen, und darüber hinaus

angesichts der Tatsache, dass diese politische Annexion Österreichs zur wirtschaftlichen und kulturellen Beraubung Wiens und der österreichischen Bundesländer ausgenützt und missbraucht worden ist, die österreichische Nationalbank aufzuheben und ihren Goldschatz nach Berlin zu entführen, alle großen Unternehmungen Österreichs reichsdeutschen Firmen einzuverleiben und so das österreichische Volk aller selbständigen Verfügung über die natürlichen Quellen seines Wohlstandes zu berauben, dass dieser Missbrauch endlich dem österreichischen Volke auch seine geistigen und kulturellen Hilfsquellen verkümmert hat, indem er die unermesslichen Kunst- und Kulturschätze des Landes, welche selbst der harte Friede von Saint-Germain durch ein 20jähriges Verbot vor jeder Veräußerung geschützt hat, der Verschleppung außer Landes preisgegeben hat, und endlich

angesichts der Tatsache, dass die nationalsozialistische Reichsregierung Adolf Hitlers kraft dieser völligen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Annexion des Landes das macht- und willenlos gemachte Volk Österreichs in einen sinn- und aussichtslosen Eroberungskrieg geführt hat, den kein Österreicher jemals gewollt hat, jemals vorauszusehen oder gutzuheißen instand gesetzt war, zur Bekriegung von Völkern,

gegen die kein wahrer Österreicher jemals Gefühle der Feindschaft oder des Hasses gehegt hat, in einen Eroberungskrieg, der von den Eisfeldern des hohen Nordens zu den Sandwüsten Afrikas von den stürmischen Küsten des Atlantiks bis zu den Felsen des Kaukasus viele hunderttausende Söhne unseres Landes, beinahe die ganze Jugend- und Manneskraft unseres Volkes, bedenkenlos hingeropft hat, um zum Schluss noch unsere heimatlichen Berge als letzte Zuflucht gescheiteter Katastrophenpolitiker zu benützen und kriegerische Zerstörung und Verwüstung preiszugeben,

angesichts dieser Tatsache und in Hinblick darauf, dass durch die drei Weltmächte in wiederholten feierlichen Deklarationen. Insbesondere in der Deklaration der Krimkonferenz und in der Konferenz der Außenminister Hull, Eden und Molotow zu Moskau Oktober 1943 festgelegt worden ist:

„Die Regierungen Großbritanniens, der Sowjetunion und der Vereinigten Staaten von Amerika kamen überein, dass Österreich das erste freie Land, das der Hitlerschen Aggression zum Opfer gefallen ist, von der deutschen Herrschaft befreit werden muss.

Sie betrachten den Anschluss, der Österreich am 15. März 1938 von Deutschland aufgezwungen worden ist, als null und nichtig. Sie geben ihrem Wunsche Ausdruck, ein freies und wiederhergestelltes Österreich zu sehen und dadurch dem österreichischen Volke selbst, ebenso wie anderen benachbarten Staaten, vor denen ähnliche Probleme stehen werden, die Möglichkeit zu geben, diejenige politische und wirtschaftliche Sicherheit zu finden, die die einzige Grundlage eines dauerhaften Friedens ist.“

Angesichts der angeführten Tatsachen und in Hinblick auf die feierliche Erklärung der drei Weltmächte, denen sich inzwischen beinahe alle Regierungen des Abendlandes angeschlossen haben, erlassen die unterzeichneten Vertreter aller antifaschistischen Parteien Österreichs ausnahmslos die nachstehende Unabhängigkeitserklärung.

Unabhängigkeitserklärung

Art.I: Die demokratische Republik Österreich ist wiederhergestellt und im Geiste der Verfassung von 1920 einzurichten.

Art.II: Der im Jahre 1938 dem österreichischen Volke aufgezwungene Anschluss ist null und nichtig.

Art.III: Zur Durchführung dieser Erklärung wird unter Teilnahme aller antifaschistischen Parteirichtungen eine Provisorische Staatsregierung eingesetzt und vorbehaltlich der Rechte der bestehenden Mächte mit der vollen Gesetzgebungs- und Vollzugsgewalt betraut.

Art.IV: Vom Tage der Kundmachung dieser Unabhängigkeitserklärung sind alle von Österreichern dem Deutschen Reiche und seiner Führung geleisteten militärischen, dienstlichen oder persönlichen Gelöbnisse nichtig und unverbindlich.

Art.V: Von diesem Tage an stehen alle Österreicher wieder im staatsbürgerlichen Pflicht- und Treueverhältnis zur Republik Österreich. In pflichtgemäßer Erwägung des Nachsatzes der erwähnten Moskauer Konferenz, der lautet:

„Jedoch wird Österreich darauf aufmerksam gemacht, dass es für die Beteiligung am Kriege auf Seiten Hitlerdeutschlands Verantwortung trägt, der es nicht entgehen kann, und dass bei der endgültigen Regelung unvermeidlich sein eigener Beitrag zu seiner Befreiung berücksichtigt werden wird“

wird die einzusetzende Staatsregierung ohne Verzug die Maßnahmen ergreifen, um jeden ihr möglichen Beitrag zu seiner Befreiung zu leisten, sieht sich jedoch genötigt festzustellen, dass dieser Beitrag angesichts der Entkräftung unseres Volkes und Entgüterung unseres Landes zu ihrem Bedauern nur bescheiden sein kann.

Wien, den 27. April 1945

Urkund dessen die eigenhändigen Unterschriften der Vorstände der politischen Parteien Österreichs:

Für den Vorstand der Österreichischen Sozialdemokratie, nunmehr Sozialistische Partei Österreichs (Sozialdemokraten und Revolutionäre Sozialisten):

Dr. Karl Renner m.p.

Dr. Adolf Schärf m.p.

Für den Vorstand der Christlichen Volkspartei bzw. nunmehr Österreichische Volkspartei:

Leopold Kunschak m.p.

Für die Kommunistische Partei Österreichs:

J.Koplenig m.p.

14 Seiten Bilddokumente

Nachbemerkung des Autors

Ich habe dieses Buch geschrieben in der Hoffnung, dass es vielen jungen Menschen einen Einblick in die Geschehnisse der Zeit zwischen den 2 Weltkriegen vermittelt und gleichzeitig Mut gibt, selbst in die Geschehnisse einzugreifen. Es gab viele junge Menschen die den gleichen Weg wie ich gingen. Diesen Kampf um eine bessere Welt und gerechte Gesellschaft habe ich nie aufgegeben. Jetzt beschäftige ich mich als Obmann des Mieterbeirates eines großen Gemeindewohnhauses in Hietzing mit Mieterfragen. Dieser Mieterbeirat basiert auf überparteilicher Grundlage und es zeigt sich, dass die Menschen für ihre gemeinsamen Interessen auch gemeinsam eintreten können, obgleich sie verschiedener politischer Auffassungen sein können. Unser Mieterbeirat hat schon viele Millionen (!) Schilling den Mietern in den letzten sechs

Jahren erspart, und die Mieter haben mich schon zum drittenmal zum Obmann des Mieterbeirates gewählt.

Abschließend möchte ich noch meinem Freund Herbert Veits danken, der von Beruf Lektor ist und freundlicherweise mein Manuskript auf Fehler durchforstete. Mein Dank gilt auch an Waltraut Stiefsohn, die mich beim Zustandekommen des Buches tatkräftig unterstützt hat.

Besonders danken möchte ich den beiden Historikerinnen Brigitte Pelar und Sabine Lichtenberger vom Institut für Gewerkschafts- und AK Geschichte, die mit großer Aufmerksamkeit die historischen Aussagen überprüften.

Nicht zuletzt mein Dank an Hans Gierlinger für das lay out.